



**Gedenkstätte
Deutscher Widerstand**

**Beiträge
zum Widerstand
1933 – 1945**



Ralph Neuman

**Erinnerungen an
meine Jugendjahre
in Deutschland
1926 – 1946**

© beim Autor und bei der
Gedenkstätte
Deutscher Widerstand

Übersetzung aus dem Englischen:
Evamarie Koch, Gabriele Popke und Rudolf Weckerling

Redaktion
Barbara Schieb
Martina Voigt
Taina Sivonen

Grundlayout
Atelier Prof. Hans Peter Hoch
Baltmannsweiler

Layout
Karl-Heinz Lehmann
Birkenwerder

Herstellung
allprintmedia GmbH
Berlin

Titelbild
Privatbesitz

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2005
ISSN 0935 - 9702
ISBN 3-926082-23-2

Ralph Neuman

**Erinnerungen an meine
Jugendjahre in Deutschland**

1926 – 1946

Diese Autobiographie handelt von den ersten 20 Jahren meines Lebens, die ich überwiegend in Berlin verbrachte. Ich habe versucht, darin möglichst chronologisch von den Ereignissen zu erzählen. Was ich mit meinen eigenen Worten beschreibe, beruht allein auf meiner direkten persönlichen Erfahrung, auf dem, was mir meine Mutter über mein Leben erzählt hat, und was in meinem Gedächtnis über unsere Vorfahren haften geblieben ist. Ursprünglich verfasste ich diese Erinnerungen im Jahr 1994 für meine Kinder und Enkel, um festzuhalten, was ich während der Nazi-Zeit durchmachen musste. Natürlich hatte ich nach 50 Jahren nicht mehr alle exakten Daten, Namen und Adressen im Gedächtnis, doch an alle Begebenheiten erinnere ich mich bis heute sehr lebendig. Manche Details konnte ich allerdings erst mit Hilfe verschiedener Unterlagen und im Gespräch mit Menschen, die ich seinerzeit kennen gelernt hatte, klären. Für die Veröffentlichung sind Schilderungen rein persönlicher Begebenheiten weggelassen worden.

Inhalt

Kindheit

(1. bis 11. Lebensjahr, 1926 bis 1938)

Schuljahre und Zwangsarbeit

(11. bis 16. Lebensjahr, 1938 bis 1943)

Leben im Untergrund

(16. bis 19. Lebensjahr, 1943 bis 1945)

Nachkriegszeit bis zur Einwanderung in die USA

(19. bis 20. Lebensjahr, 1945 bis 1946)

Nachwort

Kurzvita des Autors in den USA

Literatur

Kindheit

(1. bis 11. Lebensjahr, 1926 bis 1938)

Am 22. Mai 1926 wurde ich als jüngstes Kind meiner Familie in Berlin geboren. Meine Eltern, Gertrud und Alexander Neumann, waren jüdischer Herkunft und jüdischen Glaubens.

Meine Mutter hat fünf weitere Kinder zur Welt gebracht, drei Mädchen und zwei Jungen. Ein Mädchen, Ursula, starb im Kindesalter. Das älteste Kind, mein Bruder Gerhard, wurde 1911 geboren. Meine anderen Geschwister waren Waltraut (* 1913), Fred (* 1915) und Rita (* 1919). Außer mir ist Freddie der einzige, der noch lebt.

Wir wohnten in der Flensburger Straße in Berlin-Tiergarten. Als ich eineinhalb Jahre alt war, im November 1927, starb mein Vater an Tuberkulose. Diese Krankheit war zu jener Zeit weit verbreitet, besonders in innerstädtischen Wohngebieten wie unserem. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war gute Ernährung für uns viele Jahre lang unerschwinglich. Wie Mutter uns erzählte, hatten sie jahrelang nahezu ausschließlich von Steckrüben oder ihren Produkten gelebt.

Als ich noch sehr klein war, etwa zwei Jahre alt, stellte man bei mir ebenfalls Tuberkulose fest. Es gibt drei Arten, und während der folgenden Jahre hatte ich alle drei. Die schwerste war die Knochen-TB in meinem linken Fuß. Wie man mir sagte, wollten die Ärzte den Fuß amputieren, aber Mutter flehte den leitenden Chirurgen auf Knien an, es nicht zu tun. Dieser Chirurg, Professor Sauerbruch an der „Charité“ in Berlin, war bahnbrechend in der Anwendung neuer orthopädisch-chirurgischer Verfahren für die Verwundeten des Ersten Weltkriegs, und ich war einer, dem seine Kunst zugute kam. Der Hartnäckigkeit meiner Mutter und Professor Sauerbruchs Interesse an meinem Fall habe ich die Erhaltung meines Fußes zu verdanken.

Auf Grund dieser Operation konnte ich ziemlich lange nicht laufen. Erst im Alter von fünf Jahren lernte ich normal zu gehen. In den ersten Lebensjahren muss ich häufig Schmerzen gehabt haben, denn bis heute habe ich eine ausgesprochene Abneigung und großes Misstrauen gegenüber Ärzten und Krankenhäusern. Zu meinen frühesten Erinnerungen gehören die Schmerzen im Bein, und meine Versuche, aus dem hohen Kinderwagen zu klettern. Der chirurgische Eingriff hemmte das Wachstum meines linken Fußes, so dass ich zwei unterschiedlich große Füße hatte.

Als ich ungefähr sechs Jahre alt war, nahm mich meine Großmutter einmal mit zum Einkaufen auf einer breiten Straße im Stadtteil Moabit, an der ein Park lag. Als wir dort entlang gingen, konnten wir in einiger Entfernung Singen und Marschieren hören; der Lärm kam näher und wurde lauter. Zur gleichen Zeit kamen Demonstranten aus der entgegengesetzten Richtung. Die Straße war voller Menschen. Dann brach die Hölle los. Einige hatten Gewehre und begannen zu schießen. In Todesangst suchten Großmutter und

ich Schutz hinter einer schweren Haustür. Dort warteten wir, so schien es uns, stundenlang in großer Furcht. Es war ein bewaffneter Zusammenstoß zwischen Kommunisten und Nazis. Nachdem es ruhiger geworden war, traten wir den Heimweg an und sahen viele Tote und Verwundete auf der Straße liegen. Meine Mutter wartete schon sehr besorgt, weil sie fürchtete, uns wäre etwas passiert.

In Anbetracht meiner ernstesten gesundheitlichen Probleme entschied meine Mutter, dass ich nicht länger in der ungesunden Stadtluft leben sollte. Sie fand das christliche Kinderheim Bethesda, das mich aufnehmen wollte. Es lag im Dorf Bornim bei Potsdam, 48 Kilometer von Berlin entfernt in einer ländlichen Gegend. Dort verbrachte ich ab Frühjahr 1933 die nächsten fünf Jahre. Ich war sehr unglücklich in meiner neuen Umgebung, fühlte mich verlassen und hatte großes Heimweh. Für einen Sechs- oder Siebenjährigen ist es eine furchtbare Erfahrung, fernab der Familie in einem Heim leben zu müssen. Das Heim, in dem 20 bis 30 Kinder untergebracht waren, wurde von Diakonissen der Evangelischen Kirche geleitet. Sie trugen schwarze Kleider, die an der Taille von dicken, weißen Gürteln zusammengehalten wurden, und auf dem Kopf weiße Hauben. Sie wirkten streng und furchterregend. Die Oberin, Hermine Brinck, war eine sehr hingebungsvolle und energische Person, und erst im Laufe der Zeit lernte ich sie zu mögen und zu schätzen.

Ich habe gute und schlechte Erinnerungen an die Zeit in diesem Heim. Während der ersten zwei Schuljahre wurde uns ausschließlich die deutsche Schreibschrift beigebracht. Dann im dritten Schuljahr gab es eine radikale Veränderung. Die Landesregierung ordnete an, nun das lateinische Alphabet zu verwenden. Das war ein großes Problem für mich, und lange Zeit kämpfte ich damit, den Wechsel zu bewerkstelligen und alles richtig zu machen. Doch in manchem gefielen mir diese frühen Schuljahre auch, da wir viele Ausflüge in die nahegelegenen Wälder und Wiesen unternahmen, das Dorf erkundeten und uns mit den Tieren und Pflanzen der Umgebung beschäftigten.

Alle paar Wochen kamen meine Mutter oder Großmutter mich im Heim besuchen. Sie brachten mir Geschenke, etwas zu essen oder Süßigkeiten mit. Ich bekam jedes Mal wieder Heimweh. Dann fragte ich Mutter, wann ich nach Haus kommen könnte. Alles was sie dann sagte, war: Bald. Später erfuhr ich, dass sie nur ein geringes Einkommen hatte und damit kämpfte, ihre fünf Kinder fast allein aufzuziehen. Großmutter Amanda, ihre Mutter, war für sie eine große Hilfe und Stütze – bis sie 1935 im Alter von 76 Jahren starb. Großmutter's Tod war ein sehr großer Verlust für meine Mutter.

Eines Tages machte mir meine Schwester Waltraut, die wir Traute nannten, einen denkwürdigen Besuch in Bornim. Sie sah reizend aus, hatte blonde Haare und war schick gekleidet. Ein großer, schöner Mann begleitete sie. Er fuhr mit uns nach Potsdam, wo wir einkauften und die Stadt besichtigten. Dort

spendierte er uns ein sagenhaftes Mittagessen in einem teuren Restaurant. Es war für mich das erste Mal, dass ich in einem Restaurant aß. Sie verbrachten den ganzen Tag mit mir, kauften Sachen für mich und widmeten mir viel Zeit. Es war ein solches Vergnügen, dass ich mich bis auf den heutigen Tag daran erinnere. Einen Tag lang fühlte ich mich wie ein Prinz.

Offenbar waren die beiden verliebt. Wie ich später erfuhr, war er als Manager eines großen Zirkus´ tätig. Als sogenannter Arier, war ihm die Heirat mit meiner Schwester in Nazi-Deutschland jedoch verboten.

Als Mutter mich in dem Heim anmeldete, wusste nur die Oberin, dass ich Jude bin. Um mir keine Schwierigkeiten zu machen, hatte man es auch mir selbst verschwiegen. Jedem im Heim wurde es zur Pflicht gemacht, sonntags zur Kirche zu gehen. Als Teil der täglichen Routine wurde vor und nach den Mahlzeiten sowie vor dem Zubettgehen gebetet. Immer wenn Mutter mich besuchte, wollte ich mit ihr über die Kirche und den christlichen Glauben sprechen. Sie erwiderte dann nichts, und ich hatte das merkwürdige Gefühl, dass etwas nicht stimmte.

Die meisten Erwachsenen in jener Zeit folgten und übernahmen bereitwillig Hitlers Ideen und Gesetze. Eine enorme nationalistische Begeisterung fegte über das Land. Wir Kinder konnten das spüren und wurden selbst Teil davon. In der Schule und im Heim wurde Hitler als der große, nationale Held dargestellt. In der vierten und fünften Klasse mussten wir einen Aufsatz über Hitler schreiben. Meiner war der beste der Klasse - welche Ironie!

1936/37 begannen meine Freunde und Mitschüler der Hitlerjugend beizutreten, und ich fühlte mich ausgeschlossen. Einmal fragte ich die Oberin, warum ich nicht auch beitreten könnte. Sie sagte, sie wolle mit meiner Mutter sprechen.

Eines Tages mitten im Unterricht wurde ich aus der Klasse gerufen, weil meine Mutter unerwartet erschienen war. Sie sagte mir, dass ich jüdischer Abstammung sei und nicht länger im Heim bleiben könne. Ich denke, die Entscheidung, mich vor die Tür zu setzen, kam von der Heimleitung, die es nicht länger dulden konnte, ein jüdisches Kind im Haus zu haben. Zu der Zeit, als ich das Heim verlassen musste – ich denke, es war im Frühjahr 1938 – war die Hass-Kampagne gegen die Juden in vollem Gange. Der Antisemitismus mit seinen absurden und verheerenden Rassegesetzen nahm seinen ungezügelten Lauf. Durch die Nazi-Propaganda kam er in jeden Ort Deutschlands. Scheinbar waren die Menschen in den ländlichen Gebieten fanatischere Anhänger des Nationalsozialismus als die Städter. Die furchtbare Propaganda verbreitete nicht nur tiefen Rassismus, sondern behauptete auch, die Juden trügen die Schuld an allen Missständen und Übeln, die das Land in der Vergangenheit befallen hatten.

Wir fuhren noch am selben Tag nach Berlin, ohne dass ich eine Gelegenheit hatte, mich von meinen Freunden zu verabschieden. Seit dieser Zeit hatte ich nie wieder Kontakt zu einem dieser Mitschüler und Freunde. Ungefähr sieben oder acht Jahre nach dem Krieg versuchte ich herauszufinden, was mit ihnen geschehen war. All jene, an die ich mich erinnern konnte, waren Soldaten geworden und an der Front gefallen.

Schuljahre und Zwangsarbeit

(11. bis 16. Lebensjahr, 1938 bis 1943)

Ich freute mich, wieder zu Hause bei meiner Mutter zu sein. Rita war glücklich, mich zu sehen, und hielt daran fest, mich „mein kleiner Bruder“ zu nennen. Unsere Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einer Küche, einem Bad und einem langen Korridor. Sie befand sich im Erdgeschoss eines vierstöckigen Hauses am Holsteiner Ufer in Tiergarten.

Zu jener Zeit wusste ich nicht, was es bedeutete, jüdisch zu sein. Bis dahin hatte ich nur durch die antisemitische Hass-Propaganda davon gehört, aber nun war ich selbst davon betroffen. Mutter sagte mir, dass alle Juden von den Nazis verfolgt würden und um ihr Leben fürchteten. Viele seien bereits wegen ihres jüdischen Glaubens in Konzentrationslager gebracht worden. Die Furcht vor Verfolgung habe viele veranlasst, ihre Sachen zu packen und Deutschland zu verlassen. Der Exodus hatte schon vor Jahren begonnen und erreichte seinen Höhepunkt während der Jahre 1938 und 1939. Das führte dazu, dass Familien über die ganze Welt verstreut wurden, während einige Angehörige zurückblieben. Unsere Familie machte da keine Ausnahme. Mein ältester Bruder Gerhard war auf dem Weg nach Palästina. Mein Bruder Fred war 1936 als Geselle nach Südafrika ausgewandert, nachdem er seine Lehrzeit im Maschinenbau abgeschlossen hatte. Meine Schwester Waltraut arbeitete als Zirkuskünstlerin in Italien.

Ich genoss meine Rückkehr nach Hause sehr. Meine Mutter bereitete großartige Mahlzeiten zu, darunter ganz köstliche Hackfleischbällchen nach einem ostpreußischen Rezept. Es könnte das Lieblingsgericht meines Vaters gewesen sein, denn er war in Ostpreußen, in einer Stadt namens Wormditt aufgewachsen. Wir hatten ein Klavier, auf dem man herumklimpern konnte, eine alte Nähmaschine zum Spielen und Schubladen voll wunderbarer Dinge.

Aber dann wurde das Leben wieder ernst für mich. Eines Tages sagte meine Mutter: „Es wird Zeit, dass du wieder zur Schule gehst.“ Wir suchten den Schulleiter der nächstgelegenen öffentlichen Schule auf, der widerwillig

zustimmte, mich in seine Schule aufzunehmen – wissend, dass ich jüdischer Herkunft bin.

In den ersten Wochen ging alles gut. Die Kinder sprachen mit mir und gingen nach der Schule zusammen mit mir nach Hause. Aber eines Tages änderte sich alles schlagartig. Es war herausgekommen, dass ich Jude bin. Während der Pause riefen sie mir Schimpfworte nach und drohten, mich zu schlagen, wenn ich wieder zur Schule käme. So war es für mich unmöglich, dort zu bleiben. Der Schulleiter muss wohl auch dieser Ansicht gewesen sein, da er meine Mutter bat, mich nicht länger in seine Schule zu schicken. Er schlug stattdessen vor, dass ich auf eine jüdische Konfessionsschule wechseln sollte.

Und so geschah es. Ich wurde bald darauf an der privaten, jüdischen Josef-Lehmann-Schule in der Joachimsthaler Straße angemeldet, die sich in der Nähe des Zoologischen Gartens befand. Sie von unserer Wohnung aus zu erreichen, erforderte einen recht langen Fußweg und eine kurze Bahnfahrt, doch das machte mir nichts aus. Es stellte sich heraus, dass dies eine wundervolle Schule mit engagierten Lehrern war. Mein großes Dilemma jedoch war, dass ich für den Besuch einer jüdischen Schule schlecht vorbereitet war. Ich konnte Hebräisch weder lesen noch schreiben oder sprechen. Außerdem fehlte mir jede Kenntnis der jüdischen Geschichte, Religion und Tradition. Trotz meiner Unzulänglichkeiten begegnete mir jeder mit Toleranz, und im Laufe der Zeit hatte ich genug aufgeholt, um mithalten zu können.

Es war schwierig für mich, mit Jungen meines Alters Freundschaft zu schließen. Sobald Eltern in der Nachbarschaft herausgefunden hatten, dass ich Jude bin, verboten sie ihren Kindern, mit mir zu spielen. In meine jüdische Schule kamen Kinder aus ganz Berlin, jedoch wohnte kein Klassenkamerad in meiner Nähe. Folglich hatte ich keinen Freund und war die meiste Zeit allein. Das hat mich nicht entmutigt, ich machte das Beste aus dem, was mir das Leben bot.

Doch für kurze Zeit schloss ich Freundschaft mit einem Lastkahn-Jungen, und wir hatten eine wunderbare Zeit miteinander. Nach einer Weile musste er weiterziehen, da sein Vater Gütertransporte von und nach Berlin durchführen musste.

Berlin war eine aufregende Stadt. Unsere Straße, das Holsteiner Ufer, lag an der Spree, wo Schiffe am Ufer anlegten. Als ich älter wurde, fuhr ich gerne mit meinem Rad in die verschiedenen Stadtteile. Aber ich vermied es, in Gegenden mit starkem Verkehr zu radeln, zum Beispiel in Richtung meiner Schule. Auch die Besuche bei Onkel Leo, dem Bruder meines Vaters, mochte ich. Er spendierte mir meistens ein Eis, wenn ich in seinem Juwelier-Geschäft vorbeikam.

Über den Fluss führte eine Fußgängerbrücke, der Borsigsteg. Ich liebte es, unter dieser Brücke stundenlang Rollschuh zu laufen und an ihren Betonpfeilern hochzuklettern. Als ich nach dem Krieg herausfand, dass unser Wohnhaus und die Brücke während eines Bombenangriffs zerstört wurden,

war ich traurig. Übrigens widerfuhr auch dem Haus in der Flensburger Straße, in dem ich geboren wurde, das gleiche Schicksal - es lag ungefähr 400 Meter vom Holsteiner Ufer entfernt. Vieles von dem, was mir damals lieb und teuer war, seien es Personen oder Orte, existiert heute nicht mehr.

Meine Schwester Rita war ein bezauberndes Mädchen. Sie hatte viel Charme, war lebhaft und lustig. Zu mir war sie sehr lieb und fürsorglich und später, als Mutter nicht mehr bei uns war, fühlte sie sich für mein Wohlergehen verantwortlich. Schließlich setzte sie sogar ihr Leben für mich ein. Im Jahr 1938 oder 1939, als Rita 19 oder 20 Jahre alt war, hatte sie einen Freund namens Herbert. Er hatte seine Ausbildung als Landschaftsgärtner abgeschlossen und erhielt ein Angebot, nach Bogota in Kolumbien auszuwandern. Sie liebten sich, wollten heiraten und zusammen ein neues Leben in Südamerika beginnen. Aber Mutter wollte ihre Erlaubnis, die Rita als Minderjährige dazu benötigte, nicht geben, und so ging er ohne meine Schwester fort.

Ohne Fehl hielt sich unsere Mutter an die jüdische Tradition, die ihre Mutter sie gelehrt hatte. Ich bemerkte es erst, nachdem ich aus dem Kinderheim zurückgekehrt war. Vielleicht hatte sie sich durch die Verfolgung der Religion mehr zugewandt. Jeden Freitagabend, wenn der Sabbat begann und die Lichter ausgeschaltet waren, pflegte sie die Kerzen anzuzünden und ein langes Gebet aus einem alten Gebetbuch vorzulesen, das in Hebräisch und Deutsch geschrieben war. Es war immer ein feierliches und erhebendes Ereignis, ihr beim Beten im Schein der Kerzen zuzusehen. Danach aßen wir oft Roggenbrot mit Gänseleberwurst, eine unserer Lieblings Speisen.

Mein Vater hatte zwei Brüder und eine Schwester. Beide Onkel, Julius und Leo, lebten in Berlin, Tante Eva lebte in Amerika. Julius war Zahnarzt. Die Nazis schikanierten ihn, wie sie es mit allen jüdischen Akademikern taten, bis seine Praxis ruiniert war. Leo war Juwelier und wohnte in der Wohnung hinter seinem Geschäft.

Im Schutz der Dunkelheit, in der Nacht des 9. November 1938, bekannt als „Kristallnacht“, schlugen die Nazis die Fenster aller jüdischen Geschäfte ein, plünderten und setzten die Synagogen in Brand. Wir konnten sehen, wie die nahegelegene Synagoge in der Levetzowstraße in Flammen stand. Es war ein sehr furchterregender Anblick, der düstere Vorahnungen auf Schlimmeres auslöste. Von dieser Zeit an, die nächsten sechseinhalb Jahre bestand das Leben aus einer Kette schrecklicher und lebensbedrohlicher Ereignisse.

Einige Tage später mussten wir uns auf dem örtlichen Polizeirevier melden. Dort wurden wir fotografiert, uns wurden Fingerabdrücke abgenommen und ein besonderer Ausweis ausgestellt, der mit dem Buchstaben „J“ (für „Jude“) auf der Vorderseite versehen war. Auch mussten alle Juden zusätzliche

Namen führen, „Israel“ die Männer und „Sara“ die Frauen. Der Beamte war ein widerlicher und hasserfüllter Mann, der Freude daran hatte, Juden zu erniedrigen. Uns beschlich das Gefühl, in eine Falle geraten und einem Verhängnis ausgeliefert zu sein.

Onkel Leo starb plötzlich an einem Herzanfall. Seine Schwester Eva Raven war zur alleinigen Erbin bestimmt. Sie sandte ihren Mann nach Berlin, um ihr Erbe anzutreten. Da er nur wenig Deutsch sprach, brauchte er eine Begleitung, um sich in Berlin zurechtzufinden. Mutter bot ihm meine Hilfe an. Er übernachtete in einem vornehmen Hotel mit Aufzügen, die ich mit größtem Vergnügen hinauf und hinunter fuhr. Um seine Anerkennung für meine Hilfe zu zeigen, kaufte er mir oft teure kandierte Mandeln, und ich war selig.

In der Schule sank die Zahl der Schüler und der Lehrer, da viele Familien sich entschlossen hatten, Deutschland zu verlassen. Sie packten ihre Habseligkeiten und brachen in die ganze Welt auf. Andere waren verhaftet und in Konzentrationslager gebracht worden, manchmal jedoch nur vorübergehend.

Mitten in der eskalierenden Verfolgung, während der ersten Jahreshälfte 1939, kehrte mein Bruder Gerhard – es war unglaublich – aus Palästina nach Deutschland zurück. Er hatte erfolglos versucht, dort Arbeit zu finden. Insgesamt schien ihm das Leben dort unerträglich gewesen zu sein, weil er Zeuge tödlicher Zusammenstöße zwischen Arabern und Juden geworden war und selbst um sein Leben gefürchtet hatte. Da er kein Geld für seine Rückreise nach Deutschland besaß, verdiente er sich die Passage als Heizer auf einem Frachter. Wieder in Deutschland, heiratete er eine Frau, die eine kleine Tochter hatte. Tragischerweise kostete ihn die Rückkehr nach Deutschland einige Jahre später das Leben. Alle drei wurden am 14. Dezember 1942 „nach Osten“ deportiert und dort ermordet.

Am 1. September 1939 griff Hitlers Armee Polen an, womit der Zweite Weltkrieg begann. Ich erinnere mich lebhaft, dass wir drei die Nachricht zu Hause im Radio hörten. Es hieß, nahe der polnischen Grenze wären Gräueltaten gegen deutsche Bürger begangen worden und der Feind müsse bestraft werden.

Mein Bruder Fred hatte Mutter eine eidesstattliche Erklärung geschickt, die es ihr und mir als Minderjährigem erlaubt hätte, nach Südafrika auszuwandern. Aber Rita war nicht einbezogen. Mutter entschied, dass wir drei zusammen in Deutschland bleiben sollten. Sie hoffte, dass das Schlimmste vorüber wäre und die Nazis jene Juden verschonen würden, die seit Generationen in Deutschland lebten. Aber die späteren Ereignisse zeigten, dass dies nur Wunschdenken war. Es gab noch einen anderen Grund für ihre Entscheidung. Mit dem Verlassen des Landes hätte Mutter ihre Renten eingebüßt, die ihre

einzig Einkommensquelle waren. Sie wollte ihren Kindern durch solch eine Lage nicht zur Last fallen.

Eines Tages wurde uns mitgeteilt, dass es Juden nicht länger erlaubt sei, Radio zu hören, und alle, die ein Gerät besäßen, es auf dem Polizeirevier abzuliefern hätten. Wir befolgten diese Anordnung nicht. In jenen Tagen war das Radio die wichtigste Nachrichtenquelle; wir hatten vor, es sehr leise zu hören, damit die Nachbarn keinen Verdacht schöpfen könnten. Die Schikanen und Verfolgungen rissen nicht ab.

In dieser Diktatur wurde sogar der „arischen“ Bevölkerung nicht erlaubt, irgendeinen ausländischen Radiosender zu hören. Falls jemand doch erwischt wurde, drohte ihm die Todesstrafe. Doch die Juden wurden unter dem Nazi-Regime nach und nach aller ihrer Rechte beraubt. Die Nürnberger Gesetze von 1935 wurden erlassen, um diese ungeheure Ungerechtigkeit zu legalisieren. Folglich hatte der Staat die Macht, die jüdische Bevölkerung zu misshandeln, ihr zu schaden, ja sogar sie zu ermorden. Für jemand, der nicht unter diesen Bedingungen gelebt hat, ist es unvorstellbar, wie inhuman, brutal und absolut böse das Nazi-Regime gegen diejenigen vorging, die mit dem Etikett „unerwünscht“ versehen waren.

Uns wurde nicht mehr erlaubt, Kinos, Theater und die meisten Restaurants zu besuchen. Uns wurde untersagt, die öffentlichen Verkehrsmittel und Telefone zu benutzen. Zu öffentlichen Einrichtungen war uns der Zutritt verwehrt. Alle Elektrogeräte, Kameras und Schmuck mussten abgegeben werden. Unsere Lebensmittelkarten wurden mit einem „J“ bedruckt, was bedeutete, dass wir weniger erhielten und vom Bezug der höherwertigen Nahrungsmittel ausgeschlossen waren. Das Einkaufen war uns nur während einer Stunde am späten Nachmittag erlaubt. Die Restriktionen waren zu zahlreich, um sie alle aufzuzählen, und ich habe vermutlich viele vergessen.

Der Gipfel aller Einschüchterungen kam für mich, als uns im September 1941 leuchtend gelbe Stoffe ausgehändigt wurden, die die Form eines sechszackigen David-Sterns hatten, auf dem in der Mitte das Wort „Jude“ mit schwarzen Buchstaben aufgedruckt war. Diese Zeichen mussten in der Öffentlichkeit links auf der Brust getragen werden.

Täglich hörten wir, wie ältere Leute, die wir kannten, in den Selbstmord getrieben wurden. Sie konnten einfach nicht mehr – wegen der Verbote, der Schikanen und der Aussicht, im Konzentrationslager sterben zu müssen. Viele hatten früher an Auswanderung gedacht, den Plan aber fallen gelassen, weil es ihnen zu schwierig erschien, irgendwo außerhalb der gewohnten Umgebung ein neues Leben zu beginnen.

An meiner Schule war vieles wegen Lehrermangels durcheinander geraten. Ein sinnvolles Lernen war unmöglich. Im Frühjahr 1941 verließ ich die Josef-

Lehmann-Schule, kann mich an die Gründe jedoch nicht mehr erinnern. Möglicherweise hatte ich die oberste Klasse durchlaufen und war somit Schulabgänger.

Ich hatte nun jede Menge Freizeit. Mutter arbeitete halbtags, und Rita war ganztägig in einer Draht- und Kabelfabrik zwangsverpflichtet. Wie alle Juden ihres Alters musste sie gegen geringsten Lohn für die Kriegsproduktion arbeiten.

Unsere Mutter wurde oft von extremer Angst und Furcht befallen, und es wurde für sie immer schwerer, mit dem Leben zurechtzukommen. Während solcher Zeiten versuchte ich sie zu trösten, indem ich ihr Alltagsorgen abnahm und mich zuversichtlich gab. Sie schöpfte dann wieder mehr Hoffnung und schien für kurze Zeit weniger verzweifelt. In unserer Familie musste sie die Entscheidungen treffen. Ich war damals noch ein sorgloses Kind, aber für eine Mutter muss die Verantwortung unter diesen bedrohlichen Umständen sehr belastend gewesen sein.

Mutter hatte eine zierliche Figur, ein wundervolles Gesicht, sie war sehr intelligent, warmherzig und gefühlvoll. Als junge Frau hatte sie in Leipzig studiert, um Lehrerin zu werden. Aber bevor sie die Chance hatte, ihren Beruf auszuüben, traf sie unseren Vater, heiratete und hatte sich um eine Familie zu kümmern. Mittlerweile, nach Jahren der Entbehrungen und Sorgen, sah sie ziemlich abgehärmt aus.

Wir freuten uns, zusammen spazieren oder einkaufen zu gehen. Ladenbesitzer kannten sie und behandelten sie gut, trotz der Nazi-Propaganda und der auferlegten Restriktionen. Sie pflegten Lebensmittel zur Seite zu legen, bevor die Vorräte ausgingen. Manchmal setzten wir uns über die Bestimmungen hinweg. So schlichen wir uns sogar ins Kino oder in ein Kaufhaus, später ohne den Stern zu tragen, was natürlich strengstens verboten war.

Um nicht immer erkannt zu werden, fuhr ich mit meinem Rad in andere Stadtteile. Es war eine gute Gelegenheit, so manch einen Vorort mit seinen zahlreichen Parkanlagen und Seen zu erkunden. Ich wagte mich sogar über die Stadtgrenzen hinaus und sah, wie schön die Landschaft war.

Meine Wochen des Müßiggangs und des Faulenzens fanden jedoch ein Ende. Im Herbst 1941 meldete meine Mutter mich in einer der letzten jüdischen Privatschulen an, die noch funktionierten. Es war eine Landwirtschafts- und Gartenbau-Schule in Ahlem bei Hannover, einige Bahnstunden von Berlin entfernt. Die Schule war 1893 gegründet worden, um junge Juden zu Landwirten auszubilden. Zu jener Zeit waren nur eineinhalb Prozent der jüdischen Bevölkerung in Mitteleuropa in der Landwirtschaft tätig.

Ich hatte es schwer, mich an die Regeln der Schule zu gewöhnen, besonders, da ich zuvor so große Freiheiten genossen hatte. Unser Arbeitstag war

ungefähr gleichmäßig aufgeteilt zwischen Theorie im Klassenraum und Praxis draußen auf den Feldern oder in den Ställen. Ich war der jüngste und kleinste unter den Schülern. Das Lernprogramm war sehr intensiv und erforderte harte, körperliche Arbeit bei jedem Wetter. Ich erinnere mich lebhaft, dass ich während des Winters an eiskalten Händen litt. Handschuhe waren Luxus. Es war wirklich schwer für mich, bei der Arbeit auf den Feldern mitzuhalten. Ich war eben nicht so kräftig wie andere. In der Klasse jedoch hatte ich überhaupt keine Schwierigkeiten und tat mich im Aufsagen der botanischen Namen hervor.

Die Schule war finanziell unabhängig und wurde mit strikter Disziplin geführt. Zusätzlich zu dem ziemlich großen Ackerland gab es Pferde, Kühe, Schweine und Hühner. Die Schweine wurden nur zum Verkauf gehalten, da ihr Fleisch im Internat niemals auf den Tisch kam. Die Pferde, die mir enorm groß vorkamen, wurden zum Pflügen und als Zugtiere gebraucht, denn Traktoren waren damals in Deutschland sehr teuer und wurden nur auf großen Höfen eingesetzt.

Nach einigen Monaten kam ich mit dem Stalldienst an die Reihe. Das bedeutete: um 3.30 Uhr aufstehen und um 4.00 Uhr die Tiere füttern und tränken. Danach mussten die Pferde mit einer riesigen Bürste gestriegelt werden. Um dies zu bewerkstelligen, musste ich auf einen hohen Hocker steigen, damit ich an ihren Rücken heranreichen konnte. Ich hatte wirklich Angst vor diesen großen Tieren, aber ich tat, was man von mir erwartete, und war hinterher stolz auf meine Leistung. Eine andere Aufgabe war, die Pferde vor den Wagen zu spannen. Ich benötigte stets Hilfe, um das zu schaffen, da ich kaum an ihre Köpfe heranreichte.

Während der regnerischen Wintermonate verbrachten wir ganze Tage in der Scheune, um Bohnen und Erbsen zu enthülsen. Nach der Ernte waren sie getrocknet worden und wurden als Nahrung und Saat gebraucht. Es war die richtige Zeit, um über das eigene Leben nachzudenken und für Geselligkeit und Spaß miteinander. Wir sprachen über Ereignisse in der Schule und von allem, was uns gerade in den Sinn kam.

Ich hatte mich gut eingelebt, als die Gestapo am 30. Juni 1942 die Schließung der Schule anordnete. Alle Schüler, die von außerhalb kamen, mussten in ihre Heimatorte zurückkehren. Es war ein trauriges und angsterfülltes Ende, da wir nicht wussten, was uns die Zukunft bringen würde.

Als ich nach Berlin zurückkehrte, waren Mutter und Rita inzwischen in eine viel kleinere Wohnung mit nur einem Zimmer umgezogen. Ihnen blieb keine Wahl. Die Behörden ordneten an, wo Juden wohnen durften und gestatteten uns nur so wenig Platz wie möglich. Größere Wohnungen wurden für die vielen ausgebombten Familien benötigt, die aus anderen Städten nach Berlin kamen, da Berlin damals noch selten bombardiert wurde. Während des folgenden Jahres wurden wir gezwungen, noch zwei Mal umzuziehen. Unsere

letzte Wohnung war in der Levetzowstraße 19 b. Mutter war inzwischen auch, wie Rita schon viel früher, gezwungen worden, gantztägig in einer Glühbirnen-Fabrik der Osram-Werke zu arbeiten.

Ich wurde bei der Gärtnerei auf dem jüdischen Friedhof in Weißensee zwangsverpflichtet. Der Job war ziemlich deprimierend, da er darin bestand, die Grabstätten zu bepflanzen und zu betreuen. Der Friedhof war sehr groß und diente seit 1880 als Begräbnisstätte. Es gab dort ein großes Gräberfeld zur Erinnerung an all die Juden, die als Soldaten im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hatten und gefallen waren. Für uns war es undenkbar, dass das Dritte Reich das Andenken an diese Opfer nicht mehr in Ehren halten würde.

Als später die Aufträge ausblieben, wurde meine Arbeit auf dem Friedhof nicht mehr gebraucht, und mir wurde im Herbst 1942 gekündigt. Es war ein privat finanzierter Betrieb, und es gab keine Angehörigen mehr, die für die Pflege der Grabstellen hätten bezahlen können. Der Friedhof, einst ein gut besuchter und betreuter Ort, wurde zunehmend sich selbst überlassen. Er war einmal wunderschön angelegt worden, wie ein Park, mit großen Bäumen und Sträuchern an den Wegen. Dort standen auch eine ganze Reihe von Mausoleen, die von früherem Reichtum und der Bedeutung des Judentums in Berlin zeugten.

Das Arbeitsamt forderte mich auf, mich bei Osram in der Auslieferungsabteilung zur Arbeit zu melden. Das war die gleiche Firma, in der meine Mutter arbeitete. Das Werk lag in unserer Nähe im Stadtteil Tiergarten, wir hatten die gleiche Schicht und gingen zusammen zur Helmholtzstraße hin und wieder zurück. Da ich mich mit meiner Mutter immer besonders eng verbunden fühlte, nutzten wir die gemeinsamen Wege für intensive Gespräche. Oft ging es um unsere Hoffnung, dass der Krieg noch rechtzeitig zu Ende gehen möge, bevor die Deportationsaufforderung der Gestapo auch uns erreichen würde.

Viele Juden waren 1942 im Zuge der sogenannten Umsiedlung bereits aufgegriffen und deportiert worden. Offiziell hieß es, dass diese Transporte ins früher tschechische Theresienstadt gingen, in eine für Juden gegründete Stadt im Osten des Landes. Aber uns kam zu Ohren, dass es sich in Wahrheit um ein Ghetto handelte und die meisten von dort oder direkt zum Sterben in ein Vernichtungslager geschickt wurden. Wir gehörten zu den Letzten, die für die Deportation aus Berlin bestimmt waren.

Für diejenigen von uns, die noch verblieben waren, hatten sich die Lebensbedingungen weiter verschlechtert. Uns wurden immer weniger Lebensmittelkarten ausgeteilt, Kohlen zum Heizen im Winter gab es überhaupt nicht mehr. Dabei kann der Berliner Winter wirklich kalt sein mit sehr niedrigen Temperaturen und eisigen Winden. Auf ziemlich ungewöhnliche Art überlebten wir die Kälte im Winter 1942/43. Unsere Wohnung war vollgestopft mit

zusätzlichen Möbeln, die, so glaube ich, ursprünglich meiner verstorbenen Großmutter gehört hatten. Sie waren sehr groß und aus massivem Holz. Rita und ich schlugen vor, sie als Brennmaterial zu verfeuern. Zuerst mochte Mutter nicht zustimmen, aber später änderte sie widerstrebend ihre Meinung. Wir konnten spüren, wie schmerzhaft und herzerreißend diese Entscheidung für sie war. In der Folgezeit verbrachte ich viele Stunden beharrlich damit, die Möbel mit einer Handsäge so zu zerkleinern, dass sie im Ofen verbrannt werden konnten. Das bewahrte uns vor dem Erfrieren. Schon zu dieser Zeit hatte ich das Gefühl, dass es nur noch ums Überleben ging.

Mitte Februar 1943 traf mit einem Brief der Jüdischen Gemeinde zu Berlin die gefürchtete „Aufforderung zur Meldung für die Umsiedlung“ bei uns ein. Im Einzelnen war angegeben, dass wir mit etwas Gepäck an einer Sammelstelle zu erscheinen hätten. Ohne vorher je viel darüber diskutiert zu haben, entschieden wir drei uns, den Befehl nicht zu befolgen. Da wir das Schicksal derer kannten, die ihm gehorcht hatten, war es undenkbar, nicht nach einem Ausweg zu suchen. Wir wollten einfach verschwinden und im Untergrund leben. Das war jedoch leichter gesagt als getan, denn wir hatten keinen konkreten Plan, wie wir dies bewerkstelligen könnten. Uns trieb nur die Furcht.

Am 17. Februar 1943, dem Vorabend des festgesetzten Termins zum Erscheinen im Sammellager, packten wir einen Koffer und einige Taschen und verließen im Schutz der Dunkelheit unsere Wohnung. So wurden wir zu heimatlosen Flüchtlingen.

Leben Im Untergrund

(16. bis 19. Lebensjahr, 1943 bis 1945)

Zunächst wandten wir uns an ein Ehepaar, das in einer „Mischehe“ lebte, bei dem also nur ein Ehepartner Jude war. Juden, die mit einem Nichtjuden verheiratet waren, galten als „privilegiert“. Sie wurden von den Nazis geduldet und blieben vorerst von den Deportationen verschont. Das eigentliche Ziel der Nazis jedoch war, diese Ehen aufzulösen. Ich vermute, dass sie im Laufe der Jahre damit Erfolg hatten. Sie setzten Tausende von Christen unter Druck, sich von ihren jüdischen Partnern scheiden zu lassen.

Es war eine sehr kalte Nacht, und zu dieser späten Stunde fuhren S- und U-Bahnen nur noch selten. Der Koffer war ziemlich schwer, und ich quälte mich mit seinem Gewicht. Als wir an der Tür unserer Bekannten klingelten – sie wohnten irgendwo in der Nähe des Alexanderplatzes – waren sie zutiefst erschrocken, weil sie dachten, es sei ein Überfall der Gestapo. Sie brachten

uns für diese Nacht unter, bestanden aber darauf, dass wir nicht bei ihnen bleiben könnten. Wie sich herausstellte, waren ihre Betten von Wanzen befallen, die uns zum Wahnsinn trieben. In der folgenden Nacht blieben wir bei einem anderen Ehepaar, das ähnlich ängstlich war, als es uns Unterschlupf gewährte. Bei Tagesanbruch waren wir wieder auf der Straße, ohne zu wissen wohin.

In jener Nacht beschlossen wir völlig verzweifelt, in unsere Wohnung zurückzukehren, wenn auch nur für ein paar Stunden, um etwas zu schlafen. Über dem Schlüsselloch befand sich ein Papiersiegel. Behutsam entfernten wir es und öffneten die Tür. Äußerst leise bewegten wir uns in der Wohnung. Bei Morgengrauen gingen wir fort, wie Diebe in der Nacht, um von niemandem gesehen zu werden. Tagsüber schauten wir bei Leuten vorbei, die wir in anderen Stadtteilen kannten, in der Hoffnung, bei irgendwem Hilfe zu finden. Aber keiner war bereit, das Risiko einzugehen, uns Obdach zu gewähren. So kehrten wir in unsere alte Wohnung zurück. Dieser Zustand dauerte ungefähr eine Woche oder länger. Dann gab es eine Unterbrechung, und unsere Heimatlosigkeit hatte vorübergehend ein Ende.

Bei Osram hatte ich einen anderen jüdischen Zwangsarbeiter, Leo Fraines, getroffen, der sich von nun an als einer meiner wichtigsten Lebensretter erweisen sollte. Er war Geschäftsmann von Beruf, Junggeselle aus Überzeugung, hatte ein sonniges Gemüt und eine realistische Einstellung zum Leben.

Durch ihn, der inzwischen selber untergetaucht war, wurden wir an jemanden vermittelt, der eine leerstehende, möblierte Einzimmerwohnung hatte. Für die doppelte oder dreifache Miete würde er sie uns überlassen. Mutter war einverstanden, und so hatten wir endlich einen Ort, an dem wir leben und uns verbergen konnten. Wir empfanden große Erleichterung nach der riskanten Zeit, als wir uns bei Nacht in unsere alte Wohnung rein und raus geschlichen hatten und tagsüber durch die Straßen geirrt waren. Wir waren sehr dankbar, jetzt diese Bleibe gefunden zu haben. Obwohl sie im Tiergartenviertel westlich der Levetzowstraße lag, wo uns niemand kannte, verließen wir sie sicherheitshalber nur in der Dunkelheit.

Da wir Vorräte und andere Sachen aus unserer alten Wohnung benötigten, entschlossen wir uns, zurückzugehen und sie zu holen. Wie zuvor entfernten wir spät in der Nacht das Schlüsselloch-Siegel und gingen hinein. Kurze Zeit später verließen wir sie mit den Dingen, wegen derer wir gekommen waren. Auch in der folgenden Nacht gingen wir dorthin. Diesmal hatten Rita und ich das Gefühl, dass uns irgendjemand sah oder beobachtete. Später erzählten wir Mutter von unseren Befürchtungen und sprachen über die große Gefahr, der wir uns aussetzten, wenn wir immer wieder zu der alten Wohnung zurückgingen. Wir waren uns alle einig, dass wir dieses Risiko nicht nochmals eingehen sollten.

Eines Abends gingen Rita und ich fort, um eine Besorgung zu machen, und kehrten ziemlich spät zurück. Zu unserer Verwunderung war Mutter nicht in unserer neuen Unterkunft. Dafür fanden wir ihre Mitteilung vor, dass sie doch noch einmal zu unserer alten Wohnung zurückgegangen sei, um weitere Sachen zu holen. Wir warteten, aber sie kam nicht zurück. Einer von uns ging Mutter zu der alten Wohnung hinterher, aber es war vergeblich. Mutter war nicht da, und wir haben sie nie mehr wiedergesehen.

Am nächsten Tag besuchten Rita und ich Leo in seinem Versteck und erzählten ihm von Mutters Verschwinden. Er vermutete wie wir auch, dass sie wahrscheinlich in der alten Wohnung verhaftet worden war, und er gab uns den dringenden Rat, nicht zu unserem jetzigen Quartier zurückzukehren. Er befürchtete, dass die Gestapo Mutter dazu bringen könnte, unseren gegenwärtigen Aufenthaltsort preiszugeben. Wir befolgten seinen Rat, packten unsere nötigsten Habseligkeiten und verließen das sonst perfekte Versteck. Uns quälten jetzt die großen Fragen, wohin wir gehen, und wo wir nachts schlafen sollten. Es folgten nun die schwierigsten und hoffnungslosesten Wochen in unserem Überlebenskampf.

Weil wir nicht damit rechnen konnten, dass irgendjemand zwei Flüchtlinge auf einmal beherbergen würde, mussten Rita und ich uns trennen. Rita fand Unterkunft bei einer sehr verängstigten, nichtjüdischen Näherin, die sie schon viele Jahre kannte.

Leo hatte sich im Voraus gut auf die Zeit des Untertauchens vorbereitet. Er hatte ein Arrangement mit einer alleinstehenden Arbeiterin getroffen: Er übernahm die Miete und andere Ausgaben, das Kochen und die anfallende Hausarbeit; im Gegenzug ließ sie ihn in ihrer kleinen Einzimmerwohnung in der Nähe des Alexanderplatzes wohnen und auf dem Sofa im Wohnzimmer schlafen. Die Frau hieß Hedwig Höppner und wohnte in der Neuen Königstraße 39. Er musste versichern, dass er in ihrer Wohnung niemals Besuch haben würde. Er brach jedoch das Versprechen, als er mir half. Die Wohnung hatte einen kleinen, schmalen Balkon, auf dem eine Wäscheleine gespannt war. Wenn ein weißes Taschentuch an der Wäscheleine hing, signalisierte dies, dass alles in Ordnung war, um nach oben kommen zu können. Da seine Vermieterin tagsüber zur Arbeit ging, konnte ich dort oft einige Zeit verbringen.

Leo war mein einziger Rückhalt und eine große Stütze in den nun folgenden Wochen. Ohne seine Hilfe hätte ich jene Zeit nicht überleben können. Wenn er mir auch keine Unterkunft geben konnte, so versorgte er mich doch mit Geld und Nahrung, und er machte mir Mut. Er hatte ein heiteres Gemüt, eine optimistische Lebenseinstellung und war sehr großzügig. Leo gehörte eher zur Generation meines Vaters, er war 28 Jahre älter als ich. Er vertraute mir an, dass er genug Geld und andere Rücklagen beiseite geschafft hätte, um in schlechten Zeiten auf Jahre hinaus versorgt zu sein. Er hatte viele Beziehungen

und kannte sich auf dem florierenden Schwarzmarkt aus. Sein Netzwerk an Kontakten war erstaunlich und erwies sich später als große Hilfe für mich.

Durch ihn hatte ich die Aussicht, in der Wohnung eines mir unbekanntes Mannes eine Bleibe zu bekommen. Als Rita und ich auseinander gegangen waren, hatte sie noch angenommen, dass ich dort unterkommen würde. Ich sah sie danach viele Wochen nicht mehr. Aber durch Leo erfuhr ich immer irgendwie, wo sie sich aufhielt.

Als ich bei der Wohnung des Mannes ankam, fand ich ein Schriftstück der Polizei an der Tür, aus dem hervorging, dass die Räumlichkeiten von einem Gericht beschlagnahmt worden seien. Eine Frau bemerkte, dass ich zur Tür schaute und erzählte mir bereitwillig, dass der Bewohner wegen Schwarzmarkthandels verhaftet worden wäre. So stand ich draußen in der Kälte, ohne zu wissen wohin.

Es blieb mir nichts anderes übrig: Am Tage ging ich durch die Straßen und fuhr mit den Stadtbahnen, und nachts schlief ich in Bahnhofstoiletten. Es war ein miserables Gefühl, im Sitzen und ohne Kopfstütze auf einem harten Untergrund schlafen zu müssen. Die Lichter steigerten das Elend. In der Nacht fühlte ich mich krank, kalt und schwindlig, und mein Körper schmerzte wegen der krummen Haltung. Und doch, am Morgen, im Licht des neuen Tages, kam immer wieder Hoffnung auf und meine Kraft kehrte zurück. Ich hatte eine weitere, düstere Nacht überlebt.

Eines Nachts in einer Bahnhofstoilette schaltete ein Aufseher die Lichter aus und verschloss die Tür von außen. Ich war im Stockdunkeln eingeschlossen. Einerseits war es beängstigend, andererseits bedeutete es mehr Sicherheit vor den Patrouillen der Militärpolizei.

Werktags, aber niemals an den Wochenenden, wenn seine Vermieterin zu Hause war, konnte ich Leo in seinem Versteck besuchen. Wenn ich dort ankam, war ich immer hundemüde und sehnte mich danach, mich auszustrecken und zu schlafen, was ich auch unverzüglich tat. Ich fühlte mich himmlisch, von der Straße weg zu sein und einige Stunden in Sicherheit und Frieden in einer Wohnung verbringen zu können. Ohne Leos Hilfe und Unterstützung hätte ich jene Wochen voller Verzweiflung nicht überleben können, dessen bin ich mir sicher. Nachdem ich geschlafen hatte, brachte mir Leo etwas zu essen und gab mir etwas Geld und Lebensmittelmarken, wenn er welche hatte. Dann wünschte er mir Glück, und ich war wieder mir selbst überlassen, wanderte durch die Straßen und tauchte in die Menge ein.

Einmal hatte Leo etwas Neues von Rita gehört. Sie hatte ein anderes Quartier gefunden und war auf dem Weg dorthin. Ein Ehepaar in Salzwedel hatte sie als Haushälterin eingestellt. Beide wussten, dass sie Jüdin war und waren bereit, ihr Unterschlupf zu gewähren. Als Gegenleistung für ihre Dienste wollten sie ihr Kost und Logis bieten. Wir waren über diese Wendung hoch erfreut.

Jedesmal, wenn ich Leo verließ, hatte ich Angst vor dem, was vor mir lag,

ganz besonders vor den endlosen Nächten in den Bahnhofstoiletten. Gleichzeitig gewann ich jedoch durch Leo auch neues Durchhaltevermögen um weiterzumachen.

So gab er mir auch die Adresse einer Kneipe, die einer ihm bekannten Witwe gehörte. Falls ich keine Lebensmittelmarken mehr hätte, könnte ich bei ihr essen. Sie bat mich dann in die Küche und brachte mir köstliche Beefsteaks. Nach der Mahlzeit sagte ich ihr, wie gut ich das Rindfleisch fand. Sie lachte und gestand, dass es Pferdefleisch gewesen sei. Es schmeckte vorzüglich.

Die meisten Militärpatrouillen nahmen wenig Notiz von mir. Ich war 16 Jahre alt, zu klein für mein Alter, mit blondem Haar und sah aus wie ein typisch deutscher Junge. Doch einmal schien es für Sekunden, als hätte mich mein Glück im Stich gelassen. Während einer Bahnfahrt machte eine Militärkontrolle vor mir Halt und wollte meinen Personalausweis sehen. Ich besaß noch meinen Arbeitsausweis von Osram, der meinen Namen und mein Geburtsdatum enthielt, aber kein Foto. Er war mir seinerzeit für das Betreten des Firmengeländes ausgestellt worden. Anders als unsere offizielle Kennkarte, auf die ein dickes „J“ aufgedruckt war, kennzeichnete mich der Osram-Ausweis nicht als Juden, sondern nur als Arbeiter. Ich hatte Angst, dass solch ein Ausweis nicht ausreichend sein würde. Sie schauten mich an und fragten mich dann, was ich bei Osram zu tun hätte. Ich beschrieb ihnen meine Aufgaben und bemühte mich, besonders überzeugend zu sein. Ich hatte ja wirklich diese Arbeiten erledigt, aber als Zwangsarbeiter, was sie natürlich nicht wussten. Ich war sehr erleichtert, als sie mir den Ausweis zurückgaben und weitergingen. Dieser Arbeitsausweis rettete mir an jenem Tag mein Leben.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen war, nachdem Mutter verschwunden war, als wir – ich erinnere mich nicht mehr durch wen – erfuhren, dass sie tatsächlich in jener Nacht in der alten Wohnung verhaftet worden war, genau wie wir vermutet hatten. Sie war zu der zentralen Berliner Sammelstelle der Gestapo in der Großen Hamburger Straße gebracht worden, wo die berüchtigten Transporte für die Lager „im Osten“ zusammengestellt wurden. Erst nach dem Krieg erfuhren wir, dass Mutter am 26. Juni 1943 im Gewahrsam der Gestapo im Jüdischen Krankenhaus in Berlin gestorben und auf dem Friedhof in Weißensee beerdigt worden war. In den Akten gibt es keine Einzelheiten über die Umstände, die zu ihrem Tod geführt hatten. Sie war 58 Jahre alt. Nach dem Krieg hatten Rita und ich Mühe, die Grabstelle zu finden. Sie war von Unkraut überwuchert, das hölzerne Kennzeichen war kaum lesbar. Mit Freddie's finanzieller Hilfe und den Mitteln, die wir alle beigesteuert haben, wurde ein Grabstein errichtet und die Grabpflege auf lange Zeit im Voraus gesichert.

Leo setzte seine Suche fort, um eine Bleibe für mich zu finden, aber lange Zeit schien sich nichts zu ergeben. Mittlerweile waren es wohl drei Wochen,

die ich ohne Schlafquartier durchhalten musste, und ich machte mir Sorgen, wie lange ich wohl noch so weitermachen könnte. Dann kam die große Veränderung. Wie gewöhnlich schleppte ich mich die vier Treppen zu Leos Versteck hoch, als er mich aufgeregt begrüßte. Er hatte eine Bleibe für mich gefunden. Sie lag außerhalb Berlins in einer ländlichen Gegend bei Eberswalde, im Dorf Melchow. Ich sollte für einen Landwirt namens Fleischer arbeiten. Dieser brauchte dringend Hilfe auf seinem Hof und für die Tiere, da er sonst keine Arbeitskräfte hatte. Leo erklärte, dass Herr Fleischer den Schwarzmarkt manchmal mit Fleisch von seinem Bauernhof beliefere, was ihm eine schöne Summe Geldes einbrächte. Um keinen Verdacht zu erregen, pflegte er seine Ware in Koffern mit dem Zug nach Berlin zu befördern.

Unverzüglich machte ich mich auf den Weg zu den Fleischers und erwartete unruhig den Moment, meinen neuen Arbeitgeber zu treffen, von der Straße wegzukommen und nachts ein Bett zum Schlafen zu haben. Die Fleischers besaßen ein gut erhaltenes, altes Haus mit einem Blumengarten an der Vorderseite und einem Hinterhof mit Stall und Außentoilette. Im Stall stand das einzige Pferd. Kühe und Schafe waren zu dieser Jahreszeit auf der Weide.

Das Ehepaar war froh, als es mich sah. Sie hatten ein Zimmer für mich vorbereitet und hofften auf meine Hilfe. Allerdings waren sie sehr besorgt darüber, was ihre Nachbarn und die Leute im Dorf über meine Anwesenheit denken würden. Herr Fleischer schlug vor, es wäre eine plausible Erklärung, wenn ich als behindert und daher vom Militärdienst befreit gelte. Um das glaubwürdiger erscheinen zu lassen, machte ich den Vorschlag, stark zu hinken. Während der folgenden drei Monate zog ich also beim Laufen immer mein linkes Bein nach. Wir verabredeten auch, dass ich als angeblicher Neffe bei der Familie zu Besuch sein sollte.

Ich muss in jener ersten Nacht etwa 12 Stunden geschlafen haben. Nachdem ich am nächsten Tag aufgewacht war, nahm mich Herr Fleischer zu den Weiden mit, die in der Nähe des Dorfes lagen. Die Kühe und Schafe grasten friedlich, und er erklärte mir meine Aufgaben. Einmal wöchentlich müssten wir die Tiere auf eine andere Wiese bringen, die Kühe müssten täglich mit der Hand gemolken und das Heu für das Pferd gemäht werden. Dafür musste ich lernen, mit der Sense umzugehen. Es kostete mich einige Zeit, den richtigen Dreh herauszubekommen, ohne die Spitze der Klinge in den Boden zu rammen. Es gehört viel Geschick dazu, einen gleichmäßigen Schnitt mit der sehr langen Klinge zu machen.

Mir machte es Spaß, für die Tiere zu sorgen, selbst wenn die Kühe mir manchmal während des Melkens ihre Schwänze um die Ohren schlugen. Das Pferd und ich wurden gute Freunde. Ihm gefiel es, den kleinen Wagen zu ziehen, vor den ich es für die Fahrt zum Einbringen der Heuernte spannte. Ich liebte es, durch die Gegend zu sausen, angetrieben durch die Kraft eines lebendigen Geschöpfes. Meist nahm ich den kleinen Pferdewagen, um zu den Kühen und Schafen zu kommen, manchmal aber auch das Fahrrad.

Auf dem Lande zu sein, war für mich eine willkommene Veränderung. Ich musste nicht mehr ziellos durch die Stadt laufen. Das Leben erhielt einen neuen Sinn. Vor allem aber war ich nicht mehr obdachlos.

Herr Fleischer erzählte mir seine Erlebnisse als Soldat zu Beginn des Krieges 1939. Er hatte am Polenfeldzug teilgenommen und war Zeuge schrecklicher Gräueltaten an der polnischen Bevölkerung geworden. Diese Erlebnisse hatten ihn psychisch so nachhaltig angegriffen, dass die Wehrmacht ihn schließlich entlassen musste. Sein Alter, er war ungefähr 45, mag auch eine Rolle gespielt haben. Seinem Gemütszustand nach zu urteilen, könnte er auch selbst an den Untaten, von denen er sprach, beteiligt gewesen sein.

Ich hatte sehr wenig persönlichen Kontakt zu anderen Dorfbewohnern. Sie sahen mich, wie ich mit dem Pferdewagen oder mit dem Fahrrad unterwegs war, und winkten mir zu. Eine Ausnahme war der Ortspolizist, der ein Freund der Fleischers war. Er schaute gern vorbei, um etwas Milch zu bekommen. Wir plauderten dann über die täglichen Vorkommnisse. Er hatte die Geschichte akzeptiert, dass ich der Neffe der Fleischers wäre und über eine landwirtschaftliche Ausbildung verfügte. Das stimmte ja: die Kenntnisse, die ich mir in Ahlem erworben hatte, erwiesen sich in der gegenwärtigen Situation als unschätzbar wertvoll.

Der Sommer kündigte sich an, und die Luft war voller Blütenduft. Eines Tages – es muss im Spätsommer gewesen sein – war ich auf der Weide und melkte die Kühe, als ich in der Ferne eine Gestalt auf mich zukommen sah. Ich konnte nur erkennen, dass es nicht Herr Fleischer war, der sich sonst oft zu mir gesellte, wenn ich beim Melken war. Plötzlich wusste ich, wer es war: Meine Schwester Rita, von der ich annahm, sie sei in Salzwedel, weit entfernt von hier. Ich sprang auf, sie zu begrüßen. Wir waren glücklich, uns zu sehen, und Rita nahm einen großen Schluck Milch direkt aus dem Eimer. Sie berichtete dann ausführlich über ihre Erlebnisse.

Das Ehepaar, bei dem sie gearbeitet hatte, behandelte sie gut. Sie gaben ihr ein Zimmer, sorgten für alles, was sie benötigte, und gaben ihr Lohn. Das Arrangement war für beide Seiten ideal. Das Paar hatte einen großen Freundeskreis und viele Bekannte, die oft bei ihnen zu Gast waren. Unglücklicherweise vertraute die Gastgeberin einer ihrer engsten Freundinnen an, dass Rita Jüdin sei. Diese Frau konnte kein Geheimnis bei sich behalten; bei irgendeiner Gelegenheit hörte ein Nazi-Sympathisant davon und informierte die Polizei. Rita wurde verhaftet und zur Auslieferung an die Gestapo auf der Polizeiwache in einem Raum im Obergeschoss festgehalten, dessen Fenster nicht vergittert waren. Als alle den Raum verlassen hatten, kletterte sie aus dem Fenster, glitt ein Rohr entlang nach unten und floh. Zum Glück hatte niemand sie gesehen. Sie versteckte sich bis zur Dunkelheit in einem Park, dann gelang es ihr, unentdeckt in einen Zug nach Berlin zu steigen, in dem sie

wohl von Kontrollen verschont blieb. Von Leo erfuhr sie, wo ich mich aufhielt, so kam sie sofort nach Melchow.

Die Fleischers waren damit einverstanden, dass sie einige Tage blieb, aber nicht länger. Ich war sehr traurig, als sie fortging, weil sie keine feste Unterkunft hatte. Sie fuhr nach Berlin zurück und fand durch den Kontakt zu christlichen Kreisen eine Bleibe. Zu jener Zeit wusste ich nicht, dass ein kleines Netzwerk von christlichen Geistlichen existierte, die Juden im Untergrund halfen.

Herr Fleischer fuhr, beladen mit schweren Koffern, öfters nach Berlin. Auf einer dieser Reisen begleitete ich ihn und hatte dadurch die Gelegenheit, Rita und Leo zu treffen. Sie waren hoch erfreut, mich zu sehen, und sehr glücklich, dass ich etwas gefunden hatte, was eine dauernde Bleibe zu sein schien. Herr Fleischer und ich trennten uns mit der Absprache, dass jeder von uns allein nach Eberswalde zurückkehren sollte.

Ich hatte jedoch den letzten Zug verpasst, der von Bernau, einem Vorort von Berlin, nach Eberswalde fuhr, und entschloss mich, die etwa 15 Kilometer zu Fuß zu gehen. Es war eine helle Mondnacht, mild und mit außergewöhnlich guter Sicht. Die Frösche und Grillen gaben ein Konzert, und am Nachthimmel glitzerten die Sterne. Keine Menschenseele war auf der Landstraße, nur manchmal rannte ein Kaninchen umher. Auf dem Weg dachte ich über meinen Besuch bei Rita und Leo nach. Alles ging gut für uns drei, und ich war dafür dankbar. Rita war sehr optimistisch und vertrauensvoll, eine Eigenschaft, die sie immer besaß. Sie hatte einen Kreis von Personen gefunden, die mit der Kirche verbunden waren und sich abwechselten, um sie mit Unterkunft und Nahrung zu versorgen. Das bedeutete, viel umherzuziehen, um keinen Verdacht zu erregen, da das Gesetz vorschrieb, jeden Besuch, der länger als ein paar Tage dauerte, bei der örtlichen Polizei zu melden. Die Denunziationsgefahr war sehr groß.

Es war ein sehr langer Weg, und meine Gedanken wandten sich auch Mutter zu. Große Traurigkeit überkam mich, ich weinte lange. In den frühen Morgenstunden erreichte ich mein Ziel und musste die Fleischers wecken, um hereingelassen zu werden.

Eines Tages kehrte Herr Fleischer von einer Fahrt nach Berlin zurück und brachte einen älteren Herrn mit. Er erklärte, dass der Mann, ebenfalls Jude, vorübergehend in seinem Haus bleiben würde. Es gab im Haus ein weiteres Schlafzimmer, das kürzlich von einer der Töchter geräumt worden war. Der Mann, von Beruf Rechtsanwalt, sprach kaum, und in seinen Augen stand die pure Angst. Ich nehme an, dass er psychisch schwer gestört war. Viele Juden seiner Generation wurden durch die Aktionen der Nazis in den Wahnsinn getrieben.

Wie gewohnt schaute Fleischers Freund wegen seiner Milch vorbei. Wir drei standen im Hof und plauderten, als der Gast von der Außentoilette kam. Als er den uniformierten Ortspolizisten sah, schrie er in panischer Angst: „Ich bin

nur ein armer Jude; bitte tun Sie mir nichts!“ Ich dachte, mich träfe der Schlag und das Ende wäre nahe.

Herr Fleischer nahm den Mann rasch beim Arm, führte ihn ins Haus und kam sofort wieder. Meine erste Eingebung war, wegzulaufen, aber damit hätte ich mich ganz sicher verraten. Deshalb widmete ich mich meiner Arbeit auf dem Hof, während Fleischer mit seinem Freund sprach.

Nachdem sein Freund gegangen war, besprachen wir die Situation. Herr Fleischer sagte mir, dass er einen Fehler gemacht hätte, als er zugesagt hatte, diesem Mann Unterschlupf zu gewähren, und dass er ihn schnellstens wieder nach Berlin zurückbringen wolle. Was seinen Freund, den Ortspolizisten anbeträfe, so glaube er, wenn der Mann erst einmal gegangen sei, würde er ihn nicht anzeigen. Aber ich sah einen besorgten Ausdruck in seinem Gesicht und fragte, was sonst noch besprochen worden wäre. Es stellte sich heraus, dass sein Freund hinsichtlich meiner Identität Verdacht geschöpft und ihn über mich ausgefragt hatte. Mir gefiel der Ton in Herrn Fleischers Stimme nicht, aber ich beschloss, mit allen weiteren Schritten bis zum nächsten Tag zu warten.

Die Fleischers wollten mich nicht verlieren, und auch ich hatte so sehr gehofft, lange bei ihnen bleiben zu können. Aber dieser Vorfall hatte plötzlich alles verändert. Wir hatten der Realität ins Auge zu sehen und mit den neuen Gegebenheiten fertig zu werden.

Widerstrebend kamen wir überein, dass ich fortgehen sollte, da mein Bleiben für beide Seiten ein zu großes Risiko bedeuten würde. Frau Fleischer weinte, und er gab mir etwas Geld und etwas zu essen. Ich packte meine Habseligkeiten und fuhr zurück nach Berlin, woher ich drei Monate zuvor gekommen war.

Anders als damals, als ich bei Fleischers ankam, war meine Situation nun jedoch nicht hoffnungslos. Nach meiner Rückkehr nach Berlin fand ich durch Ritas Kontakte sofort eine Unterkunft. Es war tatsächlich möglich, zuerst bei Rita zu bleiben, aber nach einigen Tagen mussten wir umziehen. Kaplan Wiesinger in Potsdam war bereit, uns in seinem Pfarrhaus aufzunehmen. Er war äußerst vorsichtig und wollte uns nicht erlauben, auf die Straße zu gehen. Ich fühlte mich eingesperrt wie in einem Gefängnis.

Nach dem Aufenthalt in Potsdam ging's zurück nach Berlin. In der großen Stadt war es viel leichter, unterzutauchen und zu verschwinden, als in einem kleineren Ort. Leo hatte inzwischen einen alten, nichtjüdischen Freund angesprochen in der Hoffnung, für mich eine sichere Unterkunft zu finden. Er hatte Erfolg; sein Freund war einverstanden, dass ich in seiner Wohnung bleiben könne, so lange es dort für mich sicher sei. Der Mann, ich habe seinen Namen und seine Adresse vergessen, arbeitete Nachtschicht, und da sich in seiner Wohnung nur ein Bett befand, passte das gut. Leo versorgte mich mit Essen und Geld, so dass dieser Freund seine Lebensmittelration nicht mit mir teilen musste. Da Ritas damalige Gastgeber keine zweite Person

unterbringen konnten, kam Leos Erfolg für mich gerade rechtzeitig. Wenn sich jemand zu lange in einer Wohnung aufhielt, erregte dies bei Nachbarn gewöhnlich Neugier und Verdacht. Das Regime forderte jeden öffentlich auf, andere auszuspionieren, um sie als Staatsfeinde zu denunzieren, sei es aus politischen, ideologischen oder rassistischen Gründen. Um möglichst nicht gesehen und entdeckt zu werden, blieb ich meist im Haus und wagte mich erst nach Einbruch der Dunkelheit nach draußen.

Ich fühlte mich einsam und war unruhig, die Zeit schien stillzustehen. Drinnen eingesperrt zu sein und nichts zu tun zu haben, war ein großer Gegensatz zu dem aktiven Leben auf dem Bauernhof. Ich musste eine Beschäftigung haben und etwas Konstruktives tun – aber was? Doch als ich an die verzweifelte Lage wenige Monate zuvor zurückdachte, als ich keinen Ort hatte, wo ich bleiben konnte, wurde mir bewusst, welches Glück ich hatte, in einem sicheren Versteck zu sein. Um mir die Zeit zu vertreiben, las ich alles, was ich auftreiben konnte, aber ich konnte mich nicht richtig konzentrieren.

Dann erlitt ich einen Rückschlag. Nachdem ich mich mehrere Wochen in der Wohnung des Mannes verborgen gehalten hatte, bat er mich fortzugehen. Ich war schockiert. Heute weiß ich nicht mehr, warum ich gehen musste, aber für mich war es furchtbar. Es bedeutete, wieder durch die Straßen zu ziehen und die Nächte in Bahnhofstoiletten zu verbringen. Ich versuchte, die aufkommende Angst und Hoffnungslosigkeit zu unterdrücken. Immerhin fand ich für ein paar Stunden am Tag Zuflucht bei Leo, was für mich wieder einmal eine enorme Hilfe und Trost war.

Nach einigen Nächten ohne Unterkunft retteten mich Ritas Verbindungen. Sie hatte die Familie Wendland kennen gelernt, für die sie putzte. Walter Wendland war Pfarrer der großen Gethsemane-Gemeinde im Bezirk Prenzlauer Berg. Seine Frau Agnes, die mit „Frau Pfarrer“ angeredet wurde, und ihre beiden Töchter Ruth und Angelika gehörten einem Kreis von Christen an, die bereit waren, zu helfen und wie in unserem Fall Juden zu verstecken, die im Untergrund leben mussten. Zur Bekennenden Kirche gehörend, leisteten sie aktiven Widerstand und widersetzten sich den Anordnungen der Nazis.

Als Rita ihnen von meiner Notlage berichtete, erklärten sie sich bereit, mich in ihr Haus aufzunehmen und mich mit Unterkunft und Nahrung zu versorgen. Rita verlor keine Zeit, mich aufzuspielen, und stellte mich den Wendlands vor. Sie hießen mich mit offenen Armen willkommen. Hier waren mutige, wundervolle Leute bereit, ihr Leben zu riskieren, um meins zu retten. Frau Pfarrer erklärte mir aber, dass ihr Mann abgeschirmt werden müsse und nicht wissen solle, dass wir illegale Juden seien. Als Pfarrer einer großen Kirchengemeinde könnte er gefährdet sein, wenn er über uns wirklich Bescheid wüsste.

Dem Pastor erzählte die Familie, wir seien ausgebombt worden und hätten unsere Eltern verloren. Das war völlig glaubhaft. Er befragte uns nicht und

wollte zunächst keine weiteren Einzelheiten über unser Leben hören. Später, besonders bei den Mahlzeiten, stellte er behutsam die eine oder andere Frage. Gewöhnlich antwortete ihm die schlagfertige Frau Pfarrer zu seiner Zufriedenheit, bevor ich etwas sagen konnte. Sie wusste mit ihrem Mann umzugehen. Herr Pfarrer wurde von seinen pastoralen Pflichten und seinen Studien völlig in Anspruch genommen. Wenn er nach Haus kam, verbrachte er fast die ganze Zeit in seinem Arbeitszimmer. Er war nicht nur der Hirte seiner Gemeinde, sondern hatte auch einen Lehrauftrag für Kirchengeschichte an der Berliner Universität und hielt dort Vorlesungen. Zugleich schrieb er ein umfangreiches Buch über diese Thematik. Er war ein warmherziger Mensch, humorvoll und vielseitig interessiert, vor allem aber an Geschichte und Philosophie.

Tragischerweise hatten die Wendlands ihren einzigen Sohn während des Krieges 1942 verloren. Er war gefallen. Sie hatten gehofft, dass er Theologie studieren und Pfarrer werden würde wie sein Vater. Es gab eine lange Tradition von Pastoren in der Familie Wendland, die sich über viele Generationen erstreckte. Auch Tochter Ruth Wendland, die 1933 das Abitur abgelegt hatte, studierte ab 1935 Theologie und wollte Pastorin werden. Im Oktober 1943, als die gottgesandte Hilfe der Wendlands begann, hatte Ruth ihr Studium abgeschlossen und arbeitete als Vikarin in einer Zehlendorfer Gemeinde. Angelika war mit Pastor Günter Rutenborn verheiratet, und das Ehepaar wohnte in seinem Pfarrhaus im brandenburgischen Senzke.

Frau Pfarrer Wendland war die Schlüsselfigur der Familie und übernahm allein die Verantwortung für alle Angelegenheiten. Obwohl sie ihren Sohn verloren hatte, bewahrte sie eine bewundernswerte Heiterkeit und Lebensfreude. Sie hatte die Gabe, über den unwichtigen Alltagsproblemen zu stehen, und widmete sich dem, was gut und richtig war. Wenn sie mit Schwierigkeiten oder Gefahren konfrontiert wurde, konnte sie mit klugem Verstand eine plausible Erklärung oder einen Ausweg finden und wandte so jede mögliche Krise ab. Immer gut aufgelegt, war sie liebevoll, fürsorglich und selbstlos. In vieler Hinsicht war sie wie eine Mutter zu mir, und die Erinnerung an sie ist mir teuer.

Bei den Wendlands in der Gethsemanestraße 9 hatte ich mein eigenes, kleines Zimmer neben der Hintertreppe am Ende des langen Korridors. Zunächst blieb ich bei den Luftangriffen in meinem Zimmer und ging nicht in den Keller, der als Schutzraum diente. Später, als die Bombardements zahlreicher und schwerer wurden, bestand Frau Pfarrer darauf, dass ich mit ihnen den Keller aufsuchte. Irgendwie hatte ich keine Angst. Im Gegenteil, ich begrüßte die Luftangriffe als Zeichen dafür, dass die Nazis zurückgeschlagen wurden. Um den Anschein zu erwecken, dass ich zur Arbeit ging, war es zwingend erforderlich, jeden Morgen das Haus zu verlassen und erst am späten Nachmittag zurückzukehren. Zum Glück gab es eine Reihe von Leuten, bei

denen ich tagsüber die Zeit verbringen konnte. Frau Pfarrer vermittelte mir auch Gelegenheitsarbeiten bei denjenigen, die zum gleichen Helferkreis gehörten. Sie achtete darauf, dass ich frühstückte, bevor ich für den ganzen Tag verschwand. Da ich keine eigenen Lebensmittelkarten besaß, teilte sie das Essen ihrer Familie mit mir. Sie sorgte so gut für mich und hatte immer ein aufmunterndes und ermutigendes Wort bereit. Ich hatte ein richtiges Zuhause.

Ich verdanke es zum Teil den Bemühungen von Frau Dr. Elisabeth Abegg, dass ich in jener Zeit kein ungebildeter Dummkopf geblieben bin. Sie erlaubte mir, zweimal wöchentlich zum Privatunterricht in ihre Wohnung zu kommen. Sie war zeitlebens Lehrerin gewesen, hatte einen Dokortitel in Geschichte und stand ganz im Widerspruch zum Nazi-Regime und seiner Ideologie. Als Quäkerin und Anhängerin sozialdemokratischer Reformvorstellungen stellte sie sich gegen das Erziehungsmodell der Nazis. Letzten Endes wurde ihr als Lehrerin gekündigt und sie musste eine vorzeitige Pensionierung hinnehmen, als sie in ihren Fünfzigern war.

Elisabeth Abegg war in Straßburg im Elsass aufgewachsen, wo es für die meisten Einwohner üblich war, Französisch und Deutsch zu sprechen. Folglich sprach sie beide Sprachen fließend und unterrichtete Sprachen, Literatur und Geschichte. Wie die Wendlands war sie Teil des Netzwerkes zur Unterstützung geflohener Juden. Mit ihrer älteren Schwester Julie lebte sie in einer Wohnung in der damaligen Berliner Straße 24 a in der Nähe des Flughafens Tempelhof (heute ist es der Tempelhofer Damm 56). Die Wendlands hatten mich an diese außergewöhnliche Lehrerin verwiesen. In fast zwei Jahren vermittelte sie mir viel Wissen der verschiedenen Schulfächer.

Ruth Wendland war wie eine ältere Schwester zu mir. Obgleich in ihrer Art zurückhaltend nach außen, besaß sie innere Stärke und war abenteuerlustig. Sie war selbstsicher, was man bereits an ihrem energischen Schritt erkennen konnte, und sie war sehr mutig. Mit Gefahr konfrontiert, würde sie ihr nicht ausweichen, sondern ihr unerschrocken ins Gesicht sehen.

Als es einmal eine gefährliche Situation in der Gethsemanestraße gab, so dass ich schnell verschwinden musste, nahm Ruth mich mit nach Zehlendorf-West. Dort verbarg sie mich mehrere Wochen lang im Haus von Freunden, bis die Gefahr vorüber war. Ich erinnere mich nicht genau an den Grund der Krise, meine aber, dass jemand der Gestapo über verdächtige Aktivitäten berichtet hatte, und diese dann das Haus überwachte. Zum Glück war die Familie vorher gewarnt worden, wodurch das Ausweichmanöver möglich war. Übrigens geschah das gleiche zu anderer Zeit bei Frau Dr. Abegg, und für eine Weile musste ich meine Besuche bei ihr einstellen, weil die Gestapo auch ihr Haus überwachte.

Das Haus in Zehlendorf hatte einen schönen Garten. Aus Furcht gesehen zu werden, wagte ich es tagsüber jedoch nicht, nach draußen zu gehen.

Erst nach Einbruch der Dunkelheit gingen Ruth und ich in den Garten und beobachteten die Flakgeschütze, die auf die Bomber schossen. Die Sicht war wegen der angeordneten Verdunkelung in der Regel sehr gut. Es war ein schreckliches Schauspiel: Leuchtspurgeschosse erhellten den Himmel, und gelegentlich sahen wir eine brennende Maschine abstürzen. Mir war ganz elend bei dem Gedanken, dass darin Menschen in der Falle saßen. Eines Tages berichtete Ruth, dass Leute von herabfallenden Geschossteilen ernstlich verletzt worden seien. Weil wir keine Helme hatten, entschieden wir uns, zum Schutz Kochtöpfe über den Kopf zu stülpen. Wie das Schicksal so spielt: Sobald ich in jener Nacht nach draußen ging, traf ein Geschoss eine Seite des Topfes und verbeulte ihn. Dies war das Ende unseres furchtlosen Blicks zum Himmel während eines Luftangriffs. Es scheint so, als hätte ich – wie eine Katze – mehrere Leben.

Als ich wieder in die Gethsemanestraße zurückgekehrt war, verließ ich morgens wie zuvor das Haus, um zur angeblichen Arbeit zu gehen. Eines meiner Ziele war Dr. Fritz Aub in Friedrichshain, der Vater eines Freundes von Wendlands verstorbenem Sohn. Er hatte eine Arztpraxis in der Frankfurter Allee 336, und ich durfte mich in seinem Studierzimmer aufhalten, während er die Patienten behandelte. Da ich jede Menge Zeit hatte und von einer Bibliothek umgeben war, begann ich medizinische Fachliteratur zu lesen. Vieles davon hat mich fasziniert. Während des gemeinsamen Mittagessens verbrachte Dr. Aub etwas Zeit mit mir. Dann überfiel ich ihn mit sehr vielen medizinischen Fragen, die mir beim Lesen gekommen waren. Manchmal lächelte er und sagte, vielleicht solle ich nach dem Krieg versuchen, Medizin zu studieren.

Wenn die Entfernung nicht zu groß war, nahm ich für meine Wege das Fahrrad. Das war sicherer als die öffentlichen Verkehrsmittel, denn man musste die Militärpatrouillen weniger fürchten. Ein Jahr zuvor hatte ich ja einige Erfahrungen gesammelt. Mein Arbeitsausweis von Osram war noch immer das einzige Legitimationspapier, das ich hatte.

Eines Tages bat mich Frau Pfarrer, ihrer Schwester, der ich noch nie begegnet war, beim Umstellen von Möbeln zu helfen. Ich sollte am Nachmittag aufbrechen, dort übernachten und die meiste Arbeit am folgenden Tag verrichten. Am vereinbarten Tag gab die Schwester telefonisch Bescheid, dass sie mit den Vorarbeiten noch nicht fertig sei und ich deshalb einige Tage später kommen möge. Bei einem Luftangriff in jener Nacht traf jedoch eine Luftmine ihr Haus und tötete jeden in dem Gebäude, auch die, die im Keller Schutz gesucht hatten.

Ab Sommer 1944 fanden die Luftangriffe täglich statt und schienen länger zu dauern. Manchmal wurden Bomben sowohl tagsüber als auch in der Nacht abgeworfen. Berichten zufolge kamen oft tausend Bomber über der Stadt zusammen.

Als einmal vor einem Tagesangriff die Sirenen losheulten, wollte ich gerade an dem großen Stadtbahnhof Alexanderplatz umsteigen. Dort gab es Bahnsteige auf drei Ebenen. Die Hinweise für den Schutzraum zeigten zur unteren Ebene, wo bereits an die tausend Leute zusammengeströmt waren, als ich ankam. Ich muss dort ungefähr zehn Minuten gestanden haben, als das Krachen von Explosionen über uns zu hören war. Wenige Minuten später gab es weitere Detonationen. Diesmal schwankten die Stützpfeiler; es war wie bei einem schweren Erdbeben. Ich sah, wie einige Leute auf die Gleise sprangen und unter dem Bahnsteig verschwanden. Ich dachte mir, dies könne ein sicherer Ort sein und schloss mich ihnen an. Tatsächlich gab es unter dem Bahnsteig eine ungefähr 1,30 Meter hohe Nische, die Schutz vor dem Trümmerschutt bot. Kaum hatte ich dort Deckung genommen, folgten neue Explosionen, wodurch riesige Massen von Schutt auf die Treppen stürzten und sie vollständig bedeckten. Die Luft war von dichtem Staub erfüllt. Man konnte kaum atmen und hatte Angst zu ersticken. Es war schrecklich. Menschen schriegen voller Panik. Alle fürchteten, in einer Falle zu sitzen und lebendig begraben zu werden. Ich blieb unter der Plattform, bis der Angriff zu Ende war. Schließlich begann sich der Staub zu legen, und man konnte langsam wieder etwas erkennen. Dann sah ich Leute auf allen Vieren die mit Trümmerschutt bedeckten Stufen hinaufklettern und folgte ihnen.

Auch draußen war die Luft voller Staub, Asche und Rauch. Vor dem Luftangriff hatte die Sonne leuchtend am Himmel gestanden; jetzt war sie durch dichte Qualmwolken vollkommen verdeckt. Bombenkrater übersäten den Platz, und wohin man blickte, brannte die Stadt. Ich ging lange durch die brennenden und verwüsteten Straßen, bis ich mein Ziel erreichte. Ich dankte Gott dafür, dass ich lebendig aus diesem Inferno herausgekommen war. Die Kleidung, die ich an diesem Tag trug, roch noch lange – sogar nach mehrmaligem Waschen – als wäre sie gerade aus der Räucherkerammer gekommen.

Wenige Tage bevor wir geflüchtet waren, hatten Mutter, Rita und ich den Friedhof in Weißensee besucht. Dort, auf dem Grab meines Vaters, hatten wir unsere jüdischen Ausweise, Geld sowie andere persönliche Dokumente und Unterlagen in einem dickwandigen, schweren Metallkasten vergraben. Wir wollten einen Beweis unserer Identität haben, falls wir dies alles lebendig überstehen würden. Auch wenn einer von uns in Geldnot geraten würde, hätten wir hier eine Quelle.

Seit wir im Untergrund lebten, waren Rita und ich ein- oder zweimal auf dem Friedhof gewesen. Jedes Mal waren wir beklommen und ängstlich, immerhin war es ein jüdischer Friedhof, der unter Beobachtung der Gestapo stehen konnte. Um flüchtige Juden ausfindig zu machen und aufzuspüren, hatte die Gestapo sogenannte „Greifer“ angeworben. Dies waren Juden oder „Mischlinge“, die im Dienst der Gestapo standen, um selbst von der Deportation ausgenommen zu werden. Indem sie versuchten, untergetauchte Juden ausfindig zu machen und zu verhaften, arbeiteten sie gegen ihre eigenen Leute.

An einem hellen Sommertag 1944 entschieden Rita und ich, die Grabstelle unseres Vaters zu besuchen und etwas Geld aus der Kassette zu nehmen. Wir hatten alles sorgfältig beobachtet, bevor wir durch das Friedhofstor traten, und glücklicherweise geschah uns nichts. In diesen Jahren waren die meisten Besucher Nichtjuden, die einen jüdischen Ehegatten auf dem Friedhof beerdigt hatten. An jenem Tag aber war der Friedhof verlassen; nur ein Wärter war da, der täglich das Haupttor öffnete und wieder schloss.

Als wir dann weitergingen, erlebten wir eine doppelte Überraschung: Auf einige Gräberfelder waren Bomben gefallen, große Krater waren entstanden und Grabstellen freigelegt worden. Es war schockierend, die Gebeine im Dreck liegen zu sehen. Doch gleichzeitig sahen wir zu unserer großen Überraschung Hunderte von Lebensmittelkarten herumliegen. Sie hatten verschiedene Farben für Fleisch, Brot und Milchprodukte und sahen echt aus. Wir waren auf eine Goldader gestoßen, lasen aufgeregt einen großen Teil davon auf und nahmen ihn mit. Offensichtlich hatten Flugzeuge der Alliierten diese Lebensmittelkarten abgeworfen, um das deutsche System der Lebensmittelzuteilung durcheinander zu bringen.

Frau Pfarrer war über diesen Fund genauso erfreut wie wir. Wir machten sofort Pläne, wie wir die Marken am besten einlösen könnten. Wir beschlossen, in anderen Bezirken einkaufen zu gehen und immer nur wenige Artikel zu erstehen. Auf diese Weise würde kein Verdacht aufkommen und das Risiko, entdeckt zu werden, bliebe gering. Es war ein sehr erfolgreicher Plan, aber nicht völlig ohne Risiko. Der plötzliche Reichtum an Lebensmitteln war eine willkommene Veränderung, die uns allen gut tat. Sogar Herr Pfarrer, der in unser Glück nicht eingeweiht war, bemerkte die reichhaltige Zuteilung und befragte seine Frau darüber. Wie gewöhnlich hatte sie eine plausible, aber erfundene Erklärung.

Nach einer meiner Unterrichtsstunden bei Frau Dr. Abegg bat sie mich, mit ihr einen Bekannten zu besuchen. Während wir uns in dessen Wohnung aufhielten, gab es Fliegeralarm, und wir gingen in den Luftschutzkeller des Hauses. Nach der Entwarnung gab es draußen auf der Straße einen großen Menschaufmarsch. Als ich aufblickte, sah ich vom Dachboden des Gebäudes Rauch aufsteigen. Es erschien ein älterer Mann in Schutzkleidung mit Helm und Axt. Ich glaube, er war der Luftschutzwart. Er stand da und sagte: „Was soll ich tun? Ich kann da nicht raufgehen.“ Als ich fragte, ob ich helfen könne, gab er mir seine Ausrüstung. Auf dem Dachboden sah ich die Stellen, wo es brannte und schwelte. Schnell konnte ich die Brandherde mit Wasser löschen und mit Sand erstickten. Inzwischen eilten auch andere Helfer mit Eimern voller Wasser und Sand herbei.

Die Hausbewohner waren sehr dankbar für meine Hilfe und besonders dafür, dass ich die Initiative, das Feuer zu löschen, ergriffen hatte. Sie fragten nach meinem Namen, meiner Adresse und Hitlerjugend-Einheit, um mich für eine Auszeichnung vorzuschlagen. An diesem Punkt intervenierte Frau Dr. Abegg. Sie gab mir einen fiktiven Namen und erzählte ihnen, ich sei von außerhalb und müsse am nächsten Tag abreisen. Dann gingen wir eilig davon.

Im Spätsommer 1944 kamen Rita und Frau Dr. Abegg auf den verwegenen Plan, Ritas Existenz zu legalisieren. Dazu wurden Unterlagen benötigt, die sie zu einer Nichtjüdin machen würden. Zu jener Zeit war Rita ohne irgendein Ausweispapier, was für sie im Falle einer Überprüfung gefährlich werden konnte.

Viele deutsche Städte litten inzwischen unter schweren Zerstörungen durch das intensive Bombardement der Alliierten. In einigen Städten waren die Rathäuser zerstört, in denen sich alle Personenakten der Einwohner befanden. Das war eine ideale Möglichkeit, um behaupten zu können, in solch einer Stadt gewohnt zu haben. Zunächst galt es einen passenden Ort zu suchen. Ich glaube, Frau Dr. Abegg befasste sich mit den Nachforschungen und wählte eine Stadt aus, in der alle Dokumente vernichtet waren und aus der viele Ausgebombte nach Berlin zogen.

Die Regierung hatte eine Sonderbehörde für jene Ausgebombten eingerichtet, die alles verloren hatten. Mit großem Mut gingen die beiden zu der entsprechenden Behörde, wo Frau Dr. Abegg erklärte, dass Rita ihre ausgebombte Nichte aus der und der Stadt sei. Sie erklärte ferner, dass alles, was sie besaß, einschließlich ihrer Geldbörse, in der ihr Ausweis war, während jenes furchtbaren Bombardements verbrannt sei. Sie gab Rita einen fiktiven Namen und eine fiktive Adresse, wissend, dass keine dieser Spuren verfolgt werden konnte.

Rita wurde prompt ein Personalausweis ausgestellt, sie erhielt Lebensmittelkarten und die Adresse einer Unterkunfts-Vermittlung. Sie sollte sich nach einigen Tagen wegen einer Beschäftigung beim Arbeitsamt melden. Der Plan war ein triumphaler Erfolg: Sie war auf einmal eine rechtmäßige deutsche Staatsbürgerin mit einer sicheren neuen Identität. Wir alle waren über dieses Ergebnis begeistert. Unsere Hoffnung, diese gefährlichen und schwierigen Zeiten überleben zu können, erhielt enormen Auftrieb.

Als Rita zum Arbeitsamt ging, hatten sie offene Stellen für Büroangestellte auf Anfängerniveau. Sie wurde der Personalabteilung in Speers Ministerium „für Bewaffnung und Kriegsproduktion“ zugewiesen und erhielt einen Arbeitsausweis mit Foto für die untere Sicherheitsstufe. Es war eine fantastische Veränderung, die es ihr erlaubte, ein neues Leben zu beginnen.

In den Wochen nach der Invasion in der Normandie wurde es augenscheinlich, dass Deutschland den Krieg verloren hatte. Die West-Alliierten befreiten Paris, und die Russen hatten im Sommer 1944 den Osten Polens erreicht. Wir fühlten uns beruhigt: Das Ende war in Sicht.

Da ich mich weiterhin tagsüber nicht in der Gethsemanestraße aufhalten sollte, überbrückte ich diese Zeiten mit Gelegenheitsarbeiten für einige Bekannte von Wendlands und hatte so das Glück, viele mutige Personen kennen zu lernen.

Zu ihnen gehörte Pastor Grüber, ein prominenter Theologe der Evangelischen Kirche. Ich erinnere mich an einen langen, gemeinsamen Fußweg, bei dem er mir über das grauenvolle Leben im Konzentrationslager berichtete. Er fragte mich, was ich tun würde, wenn sie mich festnehmen würden, woraufhin ich mich mutlos und verzagt fühlte. Erst später fand ich heraus, dass er zwischen 1940 und 1943 wegen christlicher Widerstandstätigkeiten selbst zweieinhalb Jahre in Konzentrationslagern verbracht hatte. 1961 war er beim Eichmann-Prozess in Israel ein Hauptbelastungszeuge. Seine Zeugenaussage enthielt auch einige von Ritas und meinen Erfahrungen als Illegale, die damit in das Gerichtsprotokoll eingingen. Wir wüssten dies nicht, hätte uns nicht unsere gute Freundin Eva Fruchtman aus Long Island/New York darauf aufmerksam gemacht. Sie sandte uns ein Telegramm mit den Worten: „Liebe Neumanns, Pastor Grüber erwähnte in der Anklage am 16. Mai Ralph und Rita und Einzelheiten Eurer Rettung.“ Da ihr Ehemann Milton Fruchtman exklusive Filmrechte für den Prozess besaß, war er bei der Verhandlung zugegen. Was uns betrifft, finde ich Pastor Grübers Zeugenaussage in einigen Einzelheiten ungenau, aber nicht in ihrem wesentlichen Gehalt.

Auch Pfarrer Harald Poelchau lernte ich kennen und erledigte für ihn Botengänge mit dem Fahrrad. Er sagte mir, wenn ich einmal Hilfe nötig hätte, könnte ich mit ihm rechnen. Harald Poelchau war Gefängnisseelsorger in Tegel und Plötzensee; er war der letzte Vertraute, der die wegen ihrer Beteiligung am Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 zum Tode Verurteilten gesprochen hat.

Angelika, die zweite Tochter von Frau Pfarrer, lud mich für einige Zeit in ihr Pfarrhaus nach Senzke ein. Ihr Mann, Günter Rutenborn, war neben seiner Tätigkeit als Pastor ein guter Pianist und Dramatiker. Angelika bat mich um Hilfe bei der Gestaltung des Blumen- und Gemüsegartens. Ich legte ein ovales Blumenbeet vor dem Haus an. Kunstvolle Geometrie war gefragt, um ein perfektes Oval zu erhalten; es gelang großartig. Im Gemüsegarten pflanzte ich unter anderem Spargel, der bis zur ersten Ernte einer dreijährigen Ruhezeit bedarf. Mir gefielen diese Arbeiten, und ich denke, das Ehepaar erfreute sich viele Jahre an dem Ergebnis.

Rita machte sich gut in ihrer neuen Rolle als pflichtbewusste „Arierin“. Sie genoss die neue Freiheit, sich ohne Furcht bewegen zu können. Durch die Arbeit hatte sie verschiedene Leute kennen gelernt; unter ihnen war auch ein einflussreicher Nazi, der in der Partei eine gehobene Position hatte. Rita dachte, er könne von Nutzen sein und mir Ausweispapiere beschaffen, da ich weiterhin nur meinen Osmar-Ausweis hatte. Sie muss dem Nazi vertraut haben, denn eines Abends machten wir beide uns in der Dunkelheit auf den Weg zu seinem Büro. An dem Gebäude in der Nähe des Kurfürstendamms war ein Schild angebracht, das auf Räume einer SA-Gruppe verwies. Wir

stiegen eine Treppe hoch und fanden das Büro des Nazis. Er saß allein hinter einem riesigen Schreibtisch. Der Raum war mit verschiedenen Nazi-Fahnen dekoriert, und an den Wänden hingen Bilder seiner Kameraden in braunen oder grauen Uniformen. Die größten Bilder zeigten Hitler in verschiedenen Posen. Wir hatten ein Nazi-Heiligtum betreten, und eine Minute lang dachte ich, Rita hätte ihren Verstand verloren, uns hierher zu bringen. Als der Mann anfang zu reden, fühlte ich mich jedoch erleichtert. Er erklärte, dass er mir wirklich helfen wolle, Ausweispapiere zu bekommen, und dass er als Standartenführer und Dienststellenleiter die Vollmacht habe, Ausweise auszustellen. Er schlug vor, zwar meinen richtigen Namen für das Dokument zu verwenden, als Geburtsort jedoch Danzig anzugeben. Dort sei es schwierig, Nachforschungen anzustellen. Aus dem Ausweis ginge ferner hervor, dass ich ein SA-Mann von niedrigem Rang und vom regulären Militärdienst freigestellt sei. Er tippte all diese Informationen auf ein Blatt Papier mit dem Briefkopf seiner SA-Einheit. Als Letztes setzte er den offiziellen Stempel unten auf die Seite. Ich stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als wir wieder draußen auf der Straße waren.

Anfang 1945 fand der Krieg immer mehr auf deutschem Staatsgebiet statt. Trotz entscheidender Niederlagen der deutschen Armee, behauptete die Nazi-Propaganda, der alliierte Vormarsch sei nur ein vorübergehender Rückschlag. In den Wochenschauen hieß es, der Rückzug sei geplant gewesen, um den deutschen Streitkräften später eine Großoffensive zu ermöglichen. Die Niederlagen wurden so zu einem Sieg umgedeutet und das Publikum konnte sie bejubeln. Die Altersgrenzen für den Kriegsdienst wurden in beide Richtungen ausgedehnt: Sowohl jüngere als auch ältere Männer wurden eingezogen, um die Streitkräfte zu verstärken.

Selbst in dieser Lage hielten viele Deutsche an ihrem Idol Hitler fest und waren blind für seinen extremen Fanatismus. Sie erkannten nicht, dass er bereit war, das ganze Volk zu opfern. Und sie glaubten immer noch seinen verderblichen Lügen.

Etliche Truppenverbände wurden mobilisiert und man konnte sehen, wie sie sich auf den Straßen, auf Bahnhöfen und in der Nähe öffentlicher Gebäude versammelten. Sie waren auf dem Weg an die Fronten oder wurden für die Verteidigung Berlins und seiner Umgebung eingesetzt. Überall waren Soldaten in Uniform zu sehen. Ich empfand die Atmosphäre als hektisch und spannungsgeladen. Die Luftangriffe hörten natürlich nicht auf und vergrößerten ständig das Obdachlosenproblem der Stadt. Das Kriegsende war drei bis vier Monate entfernt.

Während des ganzen Krieges wurden Gefangene gezwungen, in deutschen Fabriken zu arbeiten. Unter ihnen waren auch sowjetische Kriegsgefangene. Oft wurden sie in Kolonnen von ihren Unterkünften durch die Straßen Berlins zu den Fabriken geführt. Sie sahen jämmerlich aus mit zerrissenen Uniformen, abgetragenen Stiefeln, und manche gingen barfuß. Sie waren unterernährt

und schwach, viele sahen ganz krank aus. Es war bitterer Winter mit Schnee und eisigen Winden.

Eines Tages Mitte Februar 1945 bat mich Frau Pfarrer, eine Nichte des Gemeindegärters, die zu Besuch gewesen war, zum Bahnhof zu begleiten. Sie war auf dem Weg nach Hause und hatte ziemlich schweres Gepäck bei sich. Ihr Zug sollte vom Lehrter Bahnhof abfahren. Ich begleitete sie also und machte dann einen sehr fahrlässigen und äußerst schwerwiegenden Fehler: Ich bestieg zusammen mit ihr den Zug, um ihr mit dem Gepäck zu helfen. Als ich im Zug war, stellte mich eine Militärkontrolle und fragte mich nach meinem Ausweis. Ich zeigte ihnen meinen SA-Ausweis. Ihre Reaktion war vernichtend. Sie sagten, Leute wie ich seien nichts als Drückeberger vor dem Militärdienst und als Angehöriger der SA hätte ich keinen Grund, vom regulären Wehrdienst ausgenommen zu werden. Bei ihren Erklärungen stießen sie einige saftige Flüche gegen die SA aus. Ich wurde verhaftet und zu ihrer Wache gebracht. Ich hatte schreckliche Angst und suchte nach einem Fluchtweg. Aber den gab es nicht, da die Militärpolizei rund um den Bahnhof präsent war.

Meine Lage war besonders prekär, da ich eine kleine Pistole bei mir trug. Ich hatte sie etwa zwei Wochen vorher von Frau Wendlands Schwager erhalten. Er, Fritz Linke, war als Pfarrer aus dem Oderbruch vor den herannahenden sowjetischen Truppen nach Berlin geflohen. Zuvor war er Wehrmachtssoldat gewesen, aber schon seit längerem entlassen. Woher er die Waffe hatte, weiß ich nicht, es kann eine Wehrmachtspistole gewesen sein. Auf jeden Fall wollte er sie loswerden. Ohne meine wahre Identität zu kennen, nur weil er dachte, ein junger Mann wäre damit zu begeistern, schenkte er sie mir, und ich steckte sie ein. Sie wurde bei meiner Verhaftung natürlich sofort beschlagnahmt.

Auf der Wache schaute der diensthabende Offizier auf meinen SA-Ausweis und fragte, wo ich beschäftigt sei. Ich sagte ihm bei Osrath und zeigte ihm meinen Arbeitsausweis. Er sagte mir, er müsse telefonieren. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, ehe er zurückkehrte. Ungläubig schaute er mich an und sagte: „Du bist ein gesuchter Jude, der seit zwei Jahren auf der Flucht ist; das ist unglaublich.“ Die Gestapo sei bereits auf dem Weg, um mich abzuholen. Knapp eine Stunde zuvor hatte ich geglaubt, alles zu überleben. Jetzt waren meine Chancen, hier lebend herauszukommen, gleich Null. Ich hatte Angst vor dem, was nun mit mir geschehen würde.

Eingezwängt zwischen zwei Gestapobeamten auf dem Rücksitz einer Limousine wurde ich zu ihrem Dienstsitz in der Oranienburger Straße gefahren. Dort wurde mir befohlen, mich bis auf die Unterhosen auszuziehen. Meine Kleider und Schuhe wurden durchsucht. In einem Schuh hatte ich etwas Geld für den Notfall versteckt, das sie natürlich entdeckten. Da begannen sie mit den ersten Schlägen, mit einer – wie es aussah – kurzen Peitsche. Dann

verhörten sie mich. Zuerst wollten sie wissen, wie ich an den SA-Ausweis gekommen sei. Als ich ihnen die Wahrheit erzählte, ohne Rita zu erwähnen, ließ der Beamte mit der Peitsche eine Schimpfkanonade los. Er schrie, kein SA-Führer würde solch einen Ausweis für einen Juden ausstellen und ich müsse Briefpapier und Siegel gestohlen haben. Dabei schlug er mich die ganze Zeit. Ich wurde nach meinen Aufenthaltsorten im Untergrund gefragt. Auf einmal schrie er gellend: „Wie viele deutsche Mädchen hast du gevögelt und geschwängert?“ Als er weiterschlug, unterbrach ihn der zweite Beamte und sagte sinngemäß, dass ich ein gesuchter Jude sei, kein Krimineller. Die Schläge hörten auf.

Ich wurde in den Keller des Gebäudes geführt, der als Kerker diente. Unten an der Treppe war ein verschlossener, eingezäunter Bereich, der wie ein großer Käfig aussah. In diesem großen Käfig war ein kleinerer. Ich kam in den kleineren Käfig, der hinter mir abgeschlossen wurde. Er war voller Gefangener. Es gab für die Männer kaum genug Platz, sich auf dem Boden auszustrecken. Keiner sagte etwas, die meisten bewegten sich nicht einmal. Nur einer saß aufrecht, und ich versuchte ihn anzusprechen. Er war Russe und sprach etwas Deutsch. Unter der Decke an der Außenwand waren kleine vergitterte Fenster. Er erzählte mir, dass an dieser Seite ein Hof sei, wo regelmäßig Gefangene durch ein Erschießungskommando exekutiert würden. Obwohl ich von diesem Moment an mein Zeitgefühl völlig verloren hatte, konnte ich den Tagesanbruch an den Schüssen erkennen, die auf dem Hof zu hören waren. Die Männer um mich herum sahen halb tot aus, hatten keine Kraft mehr zum Reden oder Sitzen. Ein starker Gestank erfüllte die Luft. Alle paar Stunden wurden die Zellen geöffnet, wir durften die Latrinen benutzen und von dem einzigen verfügbaren Wasserhahn trinken. Als ich mit dem Trinken an der Reihe war, gefiel es den Wärtern nicht, dass es so lange dauerte, und einer begann, mich mit einem metallenen Gegenstand zu schlagen. Ich litt höllischen Durst und wollte noch mehr trinken. Ich hatte ungefähr 12 bis 16 Stunden weder etwas zu trinken noch zu essen bekommen.

Wenn es in dieser unvorstellbaren Situation eine Möglichkeit gegeben hätte, meinem Leben ein Ende zu setzen, ich hätte es getan.

Ich weiß nicht, wie lange ich in dem Kerker festgehalten wurde. Ich vermute ein bis zwei Tage. Dann wurde ich wieder in das obere Stockwerk in den Raum des Beamten geholt. Auf dem Weg kamen wir in der Halle an einem Spiegel vorbei, und ich warf rasch einen Blick in mein Gesicht. Ich sah fürchterlich aus, wie irre, mit riesigen Augen. Als wir den Raum betraten, sah ich Rita und Frau Pfarrer dort sitzen. Rita schaute mich einen Augenblick an, sprang auf und stieß einen grässlichen Schrei aus. Um sie zu beruhigen, sagte ich ihr schnell: „Ich bin in Ordnung. Ich bin nicht verrückt.“ Doch ich war schockiert, Rita dort zu sehen. Ich hatte gehofft, dass sie mit ihrer neuen Identität sicher und außer Reichweite der Gestapo wäre. In der Hoffnung, mir helfen zu können, und gegen den Rat aller, hatte sie aber entschieden, sich zu stellen, und Frau Pfarrer zur

Gestapo zu begleiten. Sie fühlte sich verantwortlich für mich und hatte einst unserer Mutter versprochen, sich um mich zu kümmern. Sie nahm das sehr ernst. Nach menschlichem Ermessen war es ein selbstmörderischer Gang, der zu einem früheren Zeitpunkt unseres Untergrunddaseins wahrscheinlich ihr Leben gekostet hätte. Jetzt war der Krieg in seiner Endphase, und das erhöhte unsere Überlebenschancen wesentlich.

Der Beamte, der mich vorher geschlagen hatte, bat mich jetzt höflich Platz zu nehmen. Er erklärte, dass Rita und ich an einen anderen Ort, nämlich zu einer Sammelstelle gebracht werden würden. Dort würden wir für die Deportation in ein Lager im Osten abgefertigt werden. Das klang sinnlos, da das östliche Deutschland größtenteils schon in russischer Hand war. Als er mit uns redete, bemerkte er meinen geschwollenen Arm. Wirklich, er schmerzte ganz schön. Die Venen waren sichtbar und hatten eine dunkelblaue Färbung angenommen, die meinen Arm aufwärts kroch. Wie ich später herausfand, hatte ich eine Blutvergiftung durch eine Wunde am Unterarm, die mir bei der Misshandlung zugefügt worden war. Er sagte, die Sammelstelle habe ein Krankenhaus, wo man meine Verletzung behandeln würde.

Als wir die Treppe nach unten gingen – zu einem Auto, das dort wartete – hatten Rita und ich Gelegenheit, miteinander zu reden. Sie war sehr erschrocken über das, was ich während der letzten Tage durchgemacht hatte. Inzwischen – nach all den Misshandlungen und der Kerkerhaft – hielt ich Sterben nicht mehr für das Schlimmste. Ich sagte ihr, dass sie nicht mehr tun könnten, als uns zu töten. Rita war besorgt wegen meiner Verletzung und entsetzt über die Gewalt, die mir die Gestapo angetan hatte.

Frau Pfarrer musste in Gestapohaft bleiben und wurde für die nächsten drei Wochen (20. Februar bis 14. März 1945) in das Arbeitserziehungslager Berlin, Große Hamburger Straße 26, gebracht. Da sie während dieser Zeit erkrankte, konnte ein Arrangement getroffen werden, wonach ihre Tochter Ruth sie im Lager ablösen sollte. Ruth wurde nur noch drei Tage festgehalten und dann entlassen. Wie sie mir später erzählte, war die Behandlung während ihrer Haft gut. Offensichtlich war die Gestapo an einer strafrechtlichen Verfolgung der Wendlands nicht interessiert, da das Kriegsende bevorstand (ungefähr sieben Wochen später war es so weit). Ich fühlte mich elend, dass ihre selbstlosen Bemühungen, mein Leben zu retten, ihnen allen so viel Sorge und Leid bereitet hatten. Bevor wir am Gestapogebäude Abschied nahmen, umarmten und küssten wir Frau Pfarrer unter Tränen – mit einer Mischung aus Sorge und Hoffnung.

Man brachte uns nun also zum Jüdischen Krankenhaus im Bezirk Wedding, das unter Kontrolle der Gestapo stand. Dort in der Schulstraße, Ecke Iranische Straße waren ein Gestapogefängnis und ein Sammellager für verhaftete Juden eingerichtet worden. Ich wurde in das Gefängnis-Krankenhaus eingeliefert, während Rita in das Gebäude nebenan gebracht

wurde, wo sich das Sammellager für die Transporte in den Osten befand. Zuerst wuschen und desinfizierten sie mich, dann steckten sie mich in ein Bett. Ich erhielt Sulfonamide gegen die Infektion in meinem Arm. Penicillin und andere Antibiotika besaß man zu jener Zeit in Deutschland noch nicht. Ich fühlte mich himmlisch, in einem Bett ausruhen zu dürfen, obwohl ich mindestens noch eine weitere Woche Schmerzen hatte.

Zu meiner Überraschung besuchte mich Ruth Wendland einmal im Gefängnis-Krankenhaus. Sie brachte mir einen Blechkuchen mit, der vor Fett triefte. Er schmeckte vorzüglich, und ich konnte mit dem Essen nicht aufhören. Obwohl er meinem Magen bekam, brach plötzlich die Nesselsucht aus – wahrscheinlich wegen der reichhaltigen Zutaten. Eine Schwester schmuggelte etwas von diesem Kuchen zu Rita, der es nur einmal erlaubt wurde, mich während meines Aufenthalts im Krankenhaus zu besuchen.

Obwohl wir für ein Konzentrationslager bestimmt waren, wollten mich die Nazi-Behörden gesund dorthin schicken. Das war völlig widersinnig. Es hatte mit der teuflischen Lüge der Nazis zu tun, der Welt zeigen zu wollen, wie menschlich und legal sie handelten. So wurde die Bevölkerung über die wahren Absichten getäuscht. Ähnlich paradox war der Zwang, unsere Unterschrift unter die eigenen Deportations-Dokumente zu setzen. Am Abend vor dem Transport wurde jedem ein offizielles Schreiben vorgelegt, in dem wir bestätigen mussten, dass wir mit der „Umsiedlung“ allen Besitz an das Deutsche Reich abtraten. Jedem von uns wurde mit typisch deutscher Gründlichkeit eine Bestätigung darüber gegeben. Ich habe noch heute eine Kopie dieser Verfügung, weil wir in jener Nacht fliehen konnten.

Als es mir besser ging, wurde ich in das Sammellager verlegt, in dem sich Rita befand. Es bestand aus einem sehr großen Raum, an den Wänden entlang lagen Matratzen nebeneinander auf dem Boden. 40 bis 50 Leute jeden Alters und jeder Nationalität hielten sich dort auf. Ich erinnere mich an eine Gruppe ungarischer Juden, in der drei hübsche Mädchen waren. Ich freundete mich mit einem der Mädchen an, was die Zeit etwas angenehmer vergehen ließ. Eine andere, die Olga hieß, heiratete später einen „Greifer“ mit Namen „Fips“. Sie lebten nach dem Krieg in New York und wir begegneten uns dort mehrmals.

Es gab das Gerücht, dass der Transport wegen der vorrückenden russischen Truppen bereits mehrere Male verschoben worden sei. Dies war eine günstige Entwicklung für uns, denn sonst hätte Rita womöglich fort gemusst, bevor ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Wir blieben weitere zwei bis drei Wochen zusammen in dem Lager, bis der planmäßige Tag der Deportation bekannt gegeben wurde. Zwei Nächte vor jenem Tag im März 1945 schlug eine Luftmine in der Nähe des Gebäudes ein, riss die Fenster heraus und die Gitterstäbe von den Fenstern. Wir befanden uns während des Angriffs

im Luftschutzkeller. Das Krachen der Explosionen war ohrenbetäubend, und das Licht ging aus. Wir mussten nach der Entwarnung noch lange im Luftschutzraum bleiben, weil eine Gruppe unser Lager zu sichern hatte. Nachdem wir in unsere Unterkunft zurückgekehrt waren, und ich starke Beschädigungen an Türen und Fenstern bemerkte, kam mir der Gedanke, ob nun doch eine Flucht möglich sein könnte. Das Gebäude hatte sehr hohe Decken, und das Lager befand sich im ersten Stock.

Am späten Nachmittag des nächsten Tages mussten wir das erwähnte Deportations-Dokument unterschreiben. Der Transport sollte am folgenden Morgen abfahren. Die Zeit zur Flucht wurde knapp.

Im Stockwerk über uns befanden sich die Schlafräume der Wachen und des anderen Lagerpersonals. Als an jenem Abend Luftalarm gegeben wurde, schafften es Rita und ich, statt in den Keller unbemerkt nach oben zu gehen. Als wir den zweiten Stock erreichten, versteckten wir uns in dem nächstgelegenen Zimmer. Es stand voller Etagenbetten, aber niemand befand sich darin. Da wir wussten, dass eine Durchsuchung aller Räume stattfinden würde, versteckte sich jeder unter einem Bett. Dann öffnete sich die Tür und jemand kontrollierte den Raum. Ich konnte die Beine dieser Person sehen, mein Herz stand für eine Sekunde still. Dann wurde die Tür wieder geschlossen, wir hörten Stimmen im Flur, die schwächer wurden, als die Wachen die Treppe hinuntergingen. Nun machte ich die entscheidende Entdeckung: Eine strapazierfähige Wäscheleine war an den Matratzen der unteren Betten festgebunden. Ich band sie los. Damit gingen wir zu den Fenstern, die zur Straße zeigten.

Normalerweise waren Wachen vor dem Gebäude postiert, auch während der Luftangriffe. Aber wegen des schweren Einschlags in der vorvergangenen Nacht patrouillierte jetzt keiner unten auf der Straße. Das war eine riesengroße Chance für uns. Wir befestigten die Wäscheleine an einem schweren Tisch am Fenster und warfen sie nach unten. Das Seil reichte nicht bis zum Boden, was mich etwas beunruhigte. Als Rita nach unten blickte, wollte sie sich den Fluchtversuch noch einmal überlegen. Ich war hundertprozentig dafür und sagte ihr, dass ich mich zuerst hinunterlassen würde. Es war ein schnelles Abwärtsgleiten; meine Hände wurden ganz heiß. Das Ende des Seils hing noch gut zwei Meter über dem Boden, aber es war leicht, von hier hinunterzuspringen. Ich sah nach oben: Rita zögerte aus Angst sich hinabzulassen. Während der ganzen Zeit waren Bomben in der Nähe gefallen, so dass der Boden und das Gebäude bebten und der Lärm beängstigend war. Der Himmel wurde bei jedem Einschlag fast taghell erleuchtet, die Straße und die Umgebung in helles Licht getaucht. Ich gab Rita das Zeichen, es zu wagen. Sie zögerte noch ein wenig, dann aber brachte sie den Mut auf und glitt ebenfalls nach unten.

Auf dem Boden angekommen, fürchteten wir, jemand könnte uns gesehen und gemeldet haben. Aber unsere Furcht war unbegründet. Rita und ich hatten beschlossen, von Pfarrer Poelchau Hilfsangebot, das er mir vor etlichen

Monaten gegeben hatte, Gebrauch zu machen. Auf dem Weg zu seiner Wohnung bemühten wir uns, im Schatten der Gebäude zu bleiben, obwohl die Straßen wie ausgestorben waren. Pastor Poelchau wohnte am anderen Ende des Stadtteils Wedding, doch ich kannte Berlin recht gut von meinen früheren Fahrradausflügen. Erst nach einer Weile bemerkten wir, dass unsere Hände verletzt waren und bluteten. Das Seil hatte tief in das Fleisch eingeschnitten. Das war der Grund, warum sie sich heiß anfühlten, als ich hinunterglitt. Aber wir hatten keine Zeit, dieses Problem zu beachten. Wir mussten uns darauf konzentrieren, Pastor Poelchaus Wohnung zu erreichen um von der Straße wegzukommen. Während wir die Straßen entlang gingen, konnten wir das Dröhnen der Flugzeuge und das Bellen der Flak über uns hören. Als wir an einem Friedhof vorbeikamen, sahen wir in der Ferne einige Soldaten auf uns zukommen. Wir beschlossen, um nicht gesehen zu werden, auf dem Friedhof in Deckung zu gehen. Glücklicherweise fanden wir eine Öffnung in dem hohen, schmiedeeisernen Zaun und schlüpfen hindurch. Es stellte sich heraus, dass das Queren des Friedhofs auch eine Abkürzung für uns war. Rita gefiel es nicht, des Nachts auf einem Friedhof zu sein; es machte ihr Angst. Mir schien er in unserer Situation ein sicherer Ort zu sein.

Wir waren mindestens zwei Stunden unterwegs, bis wir das Haus von Pastor Poelchau in der Afrikanischen Straße 140 b erreichten. Kurz bevor wir dort ankamen, hatte es Entwarnung gegeben. Die Haustür war nicht abgeschlossen und sah beschädigt aus. Die Leute waren noch auf dem Weg vom Luftschutzkeller zu ihren Wohnungen, als wir Pastor Poelchau entdeckten. Er war sehr erstaunt, uns zu sehen, hieß uns aber mit offenen Armen willkommen. Er bestand darauf, dass wir ihm jede Einzelheit unserer Flucht erzählten. Im hellen Licht einer Lampe konnten wir unsere Hände richtig betrachten. Das Seil hatte sich tief bis auf die Knochen fast aller Finger eingeschnitten. Es sah böse aus. Am nächsten Morgen in der Frühe setzte sich Pfarrer Poelchau mit einem Arzt in Verbindung, der ebenfalls dem Untergrund-Netzwerk angehörte. Sein Name war Dr. Walter Seitz. Er verband unsere Hände und gab uns Sulfonamide zum Einnehmen. Der Heilungsprozess war eine Weile schmerzhaft. Aber die Schmerzen waren ein vergleichsweise kleiner Preis dafür, dass wir den Klauen der Gestapo entronnen waren. Wir waren dankbar, noch am Leben zu sein und diese warmherzige Hilfe zu erhalten. Außer Pastor Poelchau half uns sein Nachbar, der Jurist Dr. Hans Brombach, mit Nahrungsmitteln und allem, was wir brauchten, da der Pastor die meiste Zeit unterwegs war. Hans brachte uns ein Radio, damit uns die Zeit nicht zu lang wurde, und oft hatten wir lebhaft Diskussionen mit ihm und seiner Freundin über die aktuellen Ereignisse.

Unsere Flucht ging in die Geschichte des Lagers in der Schulstraße ein. Alle bei der Gestapo waren deswegen in Aufruhr. Dies wurde uns nach dem Krieg von „Fips“ berichtet, der an der Suchaktion beteiligt war. Die Gestapo hatte Beamte zu Wendlands geschickt, uns zu suchen. Da sie uns dort nicht fanden, überwachten sie mehrere Tage das Haus in der Hoffnung, wir würden doch

irgendwann auftauchen. Sie standen vor einem Rätsel, wo wir abgeblieben waren und gaben schließlich auf.

Es war Ende März, und der Frühling lag in der Luft. Während der nächsten Wochen, als unsere Hände heilten, hatte ich eine wundervolle Offenbarung. Ich erlebte eine innere Dankbarkeit und Freude, am Leben zu sein, wie ich sie nie zuvor gekannt hatte. Ich fühlte mich Gott und seiner Schöpfung nahe und hatte bei vollem Bewusstsein die Erkenntnis, dass eine spirituelle Welt hinter unserer physischen existiert. Auch, dass unser Leben eine sehr kostbare Gabe Gottes ist. Seit dieser Zeit weiß ich, dass menschliches Leben mehr ist, als nur die physische Existenz und das, was von unseren Sinnen wahrgenommen werden kann. Es war eine unvergessliche, religiöse Erfahrung.

Dr. Seitz besuchte uns alle paar Tage, um unsere Verbände zu erneuern. Mitte April waren unsere Wunden nahezu verheilt, und wir fühlten uns in der Lage, Pfarrer Poelchaus Wohnung zu verlassen. Nachbarn waren misstrauisch geworden, und es war an der Zeit, uns wieder auf den Weg zu machen. Dr. Seitz bot uns ein Versteck in Steglitz an. Rita und ich waren den größten Teil des Tages unterwegs, um von Wedding dorthin zu kommen, da wir die ganze Stadt von Nord nach Süd durchqueren mussten. Wir kamen am Abend dort an. Es war zu riskant, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, weil die Militärpatrouillen überall nach wehrfähigen Männern ohne Uniform suchten. Wir wurden durch Dr. Seitz mit einer anderen Untergrundgruppe bekannt gemacht. Sie hatte den Namen „Onkel Emil“ und die meisten Mitglieder waren Akademiker. Eine der führenden Personen war die Journalistin und Schriftstellerin Ruth Andreas-Friedrich. Wir blieben mehrere Tage in ihrer Wohnung am Hünensteig 6 in Steglitz und schliefen auf behelfsmäßigen Matratzen auf dem Fußboden. Während unseres Aufenthalts plante die Gruppe eine politische Aktion, an der wir teilnehmen sollten.

Die Nazis hatten seit Wochen die gesamte Bevölkerung dazu aufgerufen, den heranrückenden, feindlichen Truppen mit Leib und Leben äußersten Widerstand entgegenzusetzen. Zu dieser Aufforderung wollte die Untergrundgruppe „NEIN“ sagen.

Unsere Beteiligung bestand darin, das Wort „NEIN“ mit großen Buchstaben an Bahnstationen und Gebäuden in verkehrsreichen Gegenden anzubringen. Spät in der Nacht des 18. April 1945 machten Ruth Wendland, Rita und ich uns auf den Weg, um das uns zugewiesene Gebiet abzudecken. Während zwei von uns Wache schoben und nach allen Richtungen Ausschau hielten, schrieb der Dritte das Wort mit Kreide oder Farbe an die Wände. Es war ein gefährliches Unterfangen, und ich spürte eine große Erleichterung, als wir entschieden, aufzuhören und uns auf den Heimweg zu begeben. Im Rückblick denke ich, dass die Aktion zu riskant war, da uns nur noch zwei Wochen vom Kriegsende trennten. Wenn wir entdeckt worden wären, hätten sie uns auf der Stelle erschossen.

Ein Mitglied der Widerstandsgruppe verstand sich auf Fälschungen von Ausweisen. Sie nannten ihn „Wald“, und wie ich später erfuhr, war er der ebenfalls versteckt lebende jüdische Buchdruckermeister Ludwig Lichtwitz. Er machte ein Foto von mir und befestigte es auf einem Ausweis, der auf den Namen eines Wilhelmus Theodoros Johanson lautete, eines holländischen Musikers. Ich habe vergessen, was aus Ritas Namen wurde, aber auch für sie fälschte er einen perfekten Ausweis mit einem echt aussehenden Stempel.

Gegen Ende des Krieges hatten Rita und ich getrennte Verstecke in verschiedenen Stadtteilen. Während ich mit Dr. Seitz im Vorort Zehlendorf-West blieb, zog Rita mit jemand anderem aus der Widerstandsgruppe näher zur Stadtmitte. Die russischen Streitkräfte waren auf dem Vormarsch und näherten sich der Stadt unaufhaltsam. Tag und Nacht konnte man Artillerie-Beschuss hören. Um dem pausenlosen Geschützfeuer nicht ausgesetzt zu sein, lebten wir die ganze Zeit im Keller. Eines Abends tauchte dort eine deutsche Militärstreife auf, um Deserteure und Männer im wehrpflichtigen Alter aufzuspüren. Dank der Sekretärin von Dr. Seitz, Ruth Hohmann, die mich vor der Patrouille warnte, konnte ich mich hinter Gepäck und Kisten hinten im Keller verbergen. Die Männer gingen fort, ohne mich entdeckt zu haben.

Eines Tages konnten wir das mächtige Dröhnen der Panzer hören, die durch die Straßen rollten. Zur gleichen Zeit schossen verschanzte deutsche Soldaten mit Handfeuerwaffen aus den Nachbargebäuden. Plötzlich umzingelten russische Soldaten unser Gebäude und stürmten ins Haus. Sie trieben uns mit vorgehaltener Waffe die Treppe hinauf, um von einem Offizier vernommen zu werden. Ich erklärte ihm, ich sei ein jüdischer Flüchtling, der im Untergrund lebt. Er verstand sofort und sagte, ich solle „jewrej“, das russische Wort für Jude, sagen, wenn ich von anderen russischen Soldaten befragt würde. Dann sagte er etwas auf Russisch zu einem Soldaten, der mich am Arm nahm und mit mir nach draußen ging. Eine Minute lang dachte ich, er habe mir nicht geglaubt, und ich solle erschossen werden. Aber der Soldat führte mich zu einer Feldküche zwischen einigen Panzern. Sie sahen genauso Furcht erregend aus wie die Soldaten. Mir wurde eine Suppe gegeben mit einer riesengroßen Scheibe so dunklen Schwarzbrot, wie ich es noch nie gesehen hatte. Es schmeckte wunderbar. Erst später an jenem Tag wurde mir bewusst, dass ich wirklich befreit war, nachdem ich nahezu zweieinhalb Jahre auf der Flucht gewesen war.

Viele russische Offiziere sprachen ziemlich gutes Deutsch. Sie behandelten mich freundlich, waren warmherzig und wollten, dass ich während ihres letzten Vorstoßes ins Stadtzentrum bei ihnen blieb. Das erschien mir aber zu gefährlich, da sie deutsche Gegenwehr erwarteten. Also entschied ich, mich nicht der Gefahr auszusetzen, noch kurz vor dem Ende getötet zu werden. Sie verpflegten mich weiterhin und gaben mir zusätzlich Brot, das ich mit den Hausbewohnern teilte. Als sie mit ihren schweren Panzern abfuhren und die

Kopfsteinpflasterstraßen entlang rollten, wurden die Steine durch die Ketten herausgerissen und durch die Luft gewirbelt. Diesen denkwürdigen Anblick habe ich bis heute vor Augen.

Nach einigen Tagen wurde ich unruhig und entschied, mich auf den Weg zu Rita zu machen. Es war natürlich kein öffentliches Verkehrsmittel verfügbar; Tausende waren zu Fuß unterwegs. Ich ging frühmorgens fort, da ich eine ziemlich weite Strecke zurücklegen musste. Nur wenige Tage vorher hatte die russische Armee auf ihrem Weg ins Stadtzentrum genau diese Gegend besetzt. Ich dachte, mittlerweile sei es sicher genug, um mich den Tausenden anderer Zivilisten anzuschließen. Dem war nicht ganz so.

Ich überquerte einen großen Platz in der Stadtmitte, als der Beschuss aus Schnellfeuerwaffen begann. Instinktiv warfen wir uns alle zu Boden und warteten. Als der Beschuss aufhörte, bemerkte ich, dass eine Frau, die neben mir gegangen war, etwa 1,50 Meter von mir entfernt bewegungslos da lag. Sie war von einer Kugel getroffen worden; wir versuchten eine Wiederbelebung, waren aber erfolglos. Dann setzte der Beschuss von der gegenüberliegenden Seite des Platzes wieder ein. Ich rannte in das Gebäude der Reichsbank und nahm Deckung im Souterrain. Es war schon eine große Menschenmenge da, und die Türen zum Tresorraum standen offen. Überall lag Geld verstreut umher, Scheine und Münzen. Einer sagte, die Russen hätten zuvor die Türen zum Tresorraum aufgesprengt und alles außer dem Geld mitgenommen. Jeder hielt die Reichsmark für wertlos, wenn erst die Kämpfe vorüber sein würden, weshalb niemand daran dachte, sich zu bedienen. Wie sich später herausstellte, blieb die Reichsmark gültig und noch ein paar Jahre in Umlauf.

Am Abend des 1. Mai 1945 kam ich bei Rita an. Am nächsten Tag kapitulierte die Stadt Berlin. Auch unser Kampf ums Überleben war nun endgültig vorbei – keine Nazis mehr, keine Gestapo mehr, kein Verstecken mehr. Ein überwältigendes Glücksgefühl überkam uns: Wir wollten in die Welt hinausschreien, dass wir wieder frei waren. Wir umarmten, küssten uns und tanzten herum. Es war ein unglaubliches Gefühl der Erleichterung und des Triumphes, als wandle sich dunkle Nacht plötzlich in leuchtendes Tageslicht. Und wir hatten jetzt eine Zukunft vor Augen. Wir brachen zur Gethsemanestraße auf, um die Freude über unsere Befreiung mit den Wendlands zu teilen.

Nachkriegszeit bis zur Einwanderung in die USA

(19. bis 20. Lebensjahr, 1945 bis 1946)

Uns wurden Urkunden ausgestellt, die uns zu „Opfern des Faschismus“ erklärten. Diese berechtigten uns zu bestimmten Vergünstigungen wie:

doppelte Lebensmittelkarten, eine Dauer-Freifahrkarte für alle öffentlichen Verkehrsmittel und eine monatliche finanzielle Beihilfe. Es können noch andere gewesen sein, die ich vergessen habe. Die Lebensmittelkarten waren anfangs keine große Hilfe, da in den Vorratslagern kaum noch Nahrungsmittel vorhanden waren. Wir hörten das Geräusch, die Russen würden aus den Kartoffeln, die für die Bevölkerung eingelagert worden waren, Wodka brennen. Wir fingen an, junge Blätter von den Bäumen abzupflücken und sie wie Spinat zu kochen. Es gab Leute, die sogar gemähtes Gras kochten, um ihre Mägen zu füllen. Katzen und Hunde verschwanden von den Straßen und endeten in Kochtöpfen oder Bratpfannen. Leo, der unverhaftet überlebt hatte, kam uns zu Hilfe. Er hatte noch Verbindungen zum Schwarzmarkt und war in der Lage, uns mit Nahrungsmitteln zu versorgen.

Nach einem Abkommen zwischen den alliierten Siegern wurde Berlin in vier Sektoren aufgeteilt. Unmittelbar nach Kriegsende besaßen die Russen die militärische Alleinvertretung in Berlin. Einige Monate später, im Juli 1945, zogen auch die anderen drei Besatzungsmächte in die Stadt ein. Da ich im amerikanischen Sektor lebte, hatte ich Gelegenheit, die amerikanischen Truppen in Berlin einmarschieren zu sehen, und es war ein eindrucksvoller Anblick. Unter ihrer Verwaltung stabilisierte sich die Lebensmittelversorgung und weitere Dienstleistungen wurden verfügbar. Das waren große Verbesserungen gegenüber den vorangegangenen Monaten.

Frau Pfarrer wurde krank und benötigte ärztliche Hilfe. Es war schwierig, einen Arzt zu finden, der bereit war ins Haus zu kommen. Es gab nur wenige und sie wurden dringend in den überfüllten Krankenhäusern gebraucht. Schließlich aber kam einer und stellte fest, dass sie in ein Krankenhaus gebracht und dort behandelt werden müsse. Das große Problem war nur sie hinzubringen. Kraftfahrzeuge fuhren nicht – aus Mangel an Benzin, der auch die Krankenwagen betraf. Herr Pfarrer war sehr besorgt und wirkte hilflos. Dann hatte ich eine Idee: Ich erinnerte mich, wie wir als Jungen einen großen, flachen Karren voller Kastanien zum Tierpark in Potsdam gezogen hatten. Warum sollten wir in dieser Notlage nicht das Gleiche machen? Ruth und ich gingen zu unserem Kohlenhändler und erzählten ihm von unserem Plan. Er lieh uns einen Karren, und wir luden das Bett darauf. Frau Pfarrer wurde es in dem Bett oben auf dem Wagen bequem gemacht, und so zogen wir sie zum Krankenhaus, das etwas mehr als anderthalb Kilometer entfernt war. Es war zwar ein seltsamer Anblick, aber wir waren froh, einen Weg gefunden zu haben, ihr zu helfen, wofür sie sehr dankbar war. Das Krankenhaus war überfüllt, auch auf den Korridoren standen Betten. Doch da man die Patientin gut kannte, erhielt sie die nötige Aufmerksamkeit. Ihr Zustand war nicht gut, sie war ziemlich schwach. Ich denke, sie litt an Typhus. Ich war traurig, als ich sie in dem überfüllten Krankenhaus zurücklassen musste. Aber sie hatte diese Hilfe nötig.

Als der Überlebenskampf vorüber war, kam eine Zeit des Nachdenkens. Die neu gefundene Freiheit war emotional überwältigend, aber ich empfand eine Mischung aus Freude und tiefer Trauer. Wir realisierten nun den Verlust unserer Mutter, unseres Bruders und anderer Verwandter. Die Berichte über Millionen ermordeter Menschen waren verheerend. Die vielen Leiden und Schmerzen, die der Menschheit in diesem Krieg angetan wurden, waren unbegreiflich. Man nimmt an, dass mindestens 55 Millionen Menschen in diesen immensen Kämpfen während des Zweiten Weltkrieges ihr Leben ließen.

Wir haben dann sofort Nachforschungen über unsere vermissten Familienmitglieder angestellt, sowohl durch das Büro der örtlichen jüdischen Gemeinde als auch durch das Rote Kreuz. Alle Berichte enthielten schlechte Nachrichten. Unsere Mutter war im Juni 1943 in Gestapohaft in Berlin gestorben. Gerhard wurde im Konzentrationslager ermordet, unsere Schwester Waltraut, von der wir dachten, sie sei in Sicherheit, kam 1941 bei einem Unfall im nordafrikanischen Tunis ums Leben.

Psychisch war ich am Ende. Ein Gefühl von Gram, Zorn und erlittener Ungerechtigkeit überkam mich, und ich war zutiefst niedergeschlagen. Nichts hatte wirklich einen Sinn. Ich fing an, mir selbst die Schuld zu geben, dass ich nicht genug getan hatte, um das Leben meiner Mutter zu retten. In einer ganz speziellen schwer zu verstehenden Hinsicht fühlte ich mich schuldig, am Leben zu sein.

Mein Bruder Freddie hatte durch das Rote Kreuz mit uns Verbindung aufgenommen. Er machte mir das Angebot, falls ich wollte, zu ihm nach Südafrika zu kommen. Das war eine sehr großzügige Geste, aber inzwischen hatten wir beide – Rita und ich – unsere eigenen Pläne für unser Leben, und zu dieser Zeit wollte ich Deutschland nicht verlassen.

Rita hatte Sam Rosenstock, einen Captain der amerikanischen Armee, kennen gelernt. Sie sahen sich oft, waren verliebt und hatten wahrscheinlich Heiratspläne. Im späten Frühjahr 1946 erweiterte das amerikanisch-jüdische Joint Distribution Committee seine Möglichkeiten für sogenannte „Displaced Persons“ zur Einwanderung in die USA. Dieses Komitee wollte die Reise bezahlen und auch anfängliche Hilfe zum Einleben in Amerika bereitstellen. Wir beide konnten uns für dieses Angebot qualifizieren. Rita entschloss sich, einen Antrag zu stellen, was eine Menge mit Sam zu tun hatte – da bin ich sicher. Denn er gehörte zu den Soldaten, die zu dieser Zeit in die Staaten zurückkehren sollten. Ritas Antrag wurde genehmigt, und sie fuhr Ende Mai 1946 mit einem Schiff ab, das ausländische Zivilisten über den Atlantik brachte.

Vor ihrer Abreise nach Amerika veranstaltete Rita für mich eine denkwürdige Geburtstagsparty. Ich wurde an diesem Tag, dem 22. Mai 1946, 20 Jahre alt. Die Feier fand in ihrer Wohnung am Wannsee statt. Sie wohnte damals bei einer früheren Kommilitonin von Ruth Wendland und all unsere Freunde – aus Vergangenheit und Gegenwart – waren eingeladen.

Ruth war in eine tolle Wohnung in einer großen Villa in der Zehlendorfer Dubrowstraße gezogen, eine der vornehmsten Gegenden Berlins. Das Haus hatte drei Stockwerke und einen quadratischen Turm mit Fenstern nach drei Richtungen. In der Villa wohnten noch einige andere Mieter, aber Ruth wohnte im Turm und hatte einen eigenen Ausgang.

Eines Tages wollte ich Ruth besuchen. Nachdem ich mehrere Male an der Tür geklingelt hatte, vermutete ich, sie sei nicht zu Hause. Gerade als ich wieder gehen wollte, um später zurückzukommen, wurde die Tür geöffnet, und vor mir stand eine schöne, junge Frau, die mir mitteilte, Ruth sei nicht zu Hause. Daraufhin wollte ich gerne in der Nähe des Turm-Ausgangs warten. Als wir zusammen die Treppe hinaufgingen, bemerkte ich, dass die junge Frau nicht nur schön war, sondern auch eine wundervolle Figur hatte. Ich liebte den Ton ihrer Stimme und die Art, wie sie mit mir umging. Ich war sofort in sie verliebt. Ihr Name war Gretel Kirch. Sie war in Wuppertal geboren und dort im evangelischen Glauben aufgewachsen. Ihr Beruf als Teletypistin hatte sie nach Berlin verschlagen. Als ich das erste Mal mit ihr ausging, besuchten wir ein Konzert im Freien, das die Berliner Philharmoniker veranstalteten. Nach dem Konzert machten wir einen langen Spaziergang um den idyllischen Waldsee und im Park. Wir redeten und tauschten uns über viele Themen aus. Es gab so vieles, was wir gemeinsam hatten, und wir waren gern beieinander. Es war ein wunderbares Gefühl für mich, ihr nahe zu sein, und der Beginn einer neuen und aufregenden Zeit in meinem Leben. Ich war verliebt, und meine Depression wich.

Wir hatten zwar genug zu essen, doch das Problem dieses ersten Nachkriegswinters war der Mangel an Heizmaterial. Gretel hatte eine Feuerstelle und mir fiel die Aufgabe zu, Holz dafür zu besorgen. Da man keines kaufen konnte, hatte ich eine Idee. In der Nähe befand sich eine Baumgruppe auf städtischem Boden. Während eines mondlosen Abends fällten Leo und ich eine der dort stehenden Espen. Wir zersägten sie in kleinere Teile und transportierten sie auf einem Karren zu Gretels Wohnung. In den Straßen war es ganz ruhig, wir sahen keine Menschenseele. Das Glück war uns hold, unser Timing perfekt.

Als Geschenk der Stadt Berlin konnte ich eine Privatschule besuchen, um Abitur zu machen. Das erforderte eine Menge Hausaufgaben, da meine Hauptfächer Latein und Mathematik waren. Ich kam ganz gut mit, doch oft wurde ich unruhig nach so vielen Stunden über den Büchern. Gretel arbeitete als Kellnerin in einem amerikanischen Offiziers-Klub, und manchmal brachte sie köstliche Reste mit nach Hause, worüber wir uns beide freuten.

Nachdem Berlin zwischen den Alliierten aufgeteilt war, gab es täglich Zusammenstöße zwischen amerikanischen und russischen Soldaten. Es gab Opfer auf beiden Seiten. Dieses erschreckende Szenario wies auf die Gefahr

eines größeren Konflikts zwischen den USA und der Sowjetunion hin. Jeder fühlte sich unbehaglich und hatte Angst vor der Möglichkeit einer neuen, kriegerischen Auseinandersetzung. Vor diesem Hintergrund und durch Ritas Briefe aus Amerika ermutigt, entschloss ich mich, das Angebot, in die USA zu emigrieren, anzunehmen.

Gretel und ich dachten daran, zu heiraten und zusammen ein neues Leben in Amerika zu beginnen. Aber mehrere Umstände hielten uns zurück. Zum Ersten: Gretel war zwei Jahre nicht zu Hause gewesen. Ihre Mutter vermisste sie und freute sich, sie wieder bei sich zu haben, wenn auch nur auf Zeit. Sie war ihre einzige Tochter, und daher fühlte sie sich verpflichtet, einige Zeit mit ihr zu verbringen, bevor sie mir in ein weit entferntes Land folgte.

Es war in jedem Fall die richtige Entscheidung, da ihre Mutter sie nötig brauchte, und es die letzte Zeit sein würde, die sie zusammen waren. Sieben Jahre später starb ihre Mutter.

Zum Zweiten war da die Ungewissheit, ob ich für unseren gemeinsamen Unterhalt aufkommen konnte, da ich meine Ausbildung nicht abgeschlossen hatte. Die Trennung würde mir Zeit geben, dies nachzuholen und mich beruflich zu etablieren. Sie würde auch ein Test für unsere Liebe sein. Falls wir getrennt das Gleiche füreinander empfinden sollten, würden wir heiraten. Bevor ich Deutschland verließ, verlobten wir uns und haben seitdem unsere goldenen Ringe getragen.

Etwa drei Wochen bevor ich zu meiner Reise nach Amerika aufbrach, kam für Gretel die Gelegenheit, in ihre Heimatstadt zurückzufahren, und die wollte sie nutzen. Von der Kirche finanziert, wurde ein Transport zusammengestellt, der Flüchtlinge nach Westdeutschland zurückbringen sollte. Dies geschah nicht oft, da eine besondere Erlaubnis von den Sowjets erforderlich war, um ihre Zone zu passieren, die Berlin von Westdeutschland trennte. Trotz des Passierscheins gerieten sie in Schwierigkeiten, als sowjetische Soldaten in den Zug einsteigen wollten. Die Passagiere hatten erfahren, dass sie Leute aus den Zügen holten, um sie als Arbeitskräfte einzusetzen.

Kurz vor meiner Abreise nach Übersee wollte ich Frau Pfarrer noch einmal sehen. Sie lag erneut im Krankenhaus und war in keiner guten Verfassung. Dennoch war sie heiter und muss ihre Krankheit als gottgewollt akzeptiert haben. Ich denke, ihr christlicher Glaube gab ihr die innere Stärke, dem Unvermeidlichen zu begegnen. Zwei Monate später erhielt ich die Nachricht von ihrem Tod am 31. August 1946.

Meine Reise führte mich von Berlin nach Bremerhaven, wo ich mich einschiffen sollte. Wie Gretels Zug, so geriet auch unser an der Zonengrenze in Schwierigkeiten mit den Sowjets. Er wurde von Amerikanern bewacht und hatte die Genehmigung, ohne Durchsuchung zu passieren. Aber die Sowjets bestanden darauf, zuzusteigen, und es folgten heftige Wortgefechte.

Plötzlich wurde uns gesagt, wir sollten auf dem Boden in Deckung gehen; der Zug fuhr ab, Schüsse wurden abgefeuert und einige Fenster getroffen. Ohne Fensterscheiben war die Nachtluft recht kalt, so packten wir uns warm ein. Verletzt wurde niemand.

In Bremen dauerte es einige Tage, bis wir zur Einreise in die USA abgefertigt waren. Gretel kam auch dorthin, um während dieser Zeit bei mir zu sein. Frau Dr. Abegg hatte uns die Adresse einer Freundin in Bremen gegeben, bei der Gretel übernachten konnte. Ich hatte die meisten Tage zur freien Verfügung und verbrachte die Zeit mit Gretel. Schon da vermisste ich sie sehr und wünschte, sie könnte mit mir reisen.

Das Schiff war die „Marine Flasher“, die im Krieg als Truppentransporter gebaut worden war. Wir liefen am Abend des 4. Juli 1946 aus, und am Morgen bemerkten wir, wie langsam wir uns bewegten. Wir folgten einem anderen Schiff bei unserer Fahrt durch den Englischen Kanal und entlang der französischen Küste. Es war ein Minensuchboot, das vor uns die Gewässer räumen musste. Das jagte allen einen richtigen Schrecken ein. Wir liefen in Le Havre ein und nahmen weitere Passagiere an Bord. Um in den Hafen zu kommen, bedurfte es eines speziellen Lotsen, der uns den Weg wies. Ich werde diese Szenerie nie vergessen: Viele gesunkene Schiffe lagen auf dem Grund des Hafens, einige ragten vertikal in die Höhe, andere lagen horizontal und sahen aus, als seien sie intakt. Dieser riesige Friedhof großer Schiffe war ein schrecklicher Anblick. Ich konnte nicht anders, als an die entsetzlichen Schlachten zu denken und an die menschlichen Tragödien, die sich dort ereignet haben mussten.

Das Minensuchboot blieb noch einen zweiten Tag bei uns. Dann war unser Schiff auf sich allein gestellt und überquerte den offenen Atlantik. Es war eine abenteuerliche Seereise, weil wir einen schweren Sturm erlebten. Andererseits genossen wir die Passage: Wir sahen Tümmeler, die das Schiff tagelang begleiteten, und riesige Meeresschildkröten, die an der Oberfläche auftauchten. Auf dieser Reise wurden Freundschaften geschlossen, die ein Leben lang hielten. Nach zehn Tagen auf dem Wasser waren wir in New York. Rita und Sam warteten an der Landungsbrücke, um mich abzuholen. Ich war tatsächlich in Amerika angekommen! Und noch heute erinnere ich mich lebhaft an meine große Vorfreude auf mein neues Leben, fern von allen Verfolgungen und Bedrückungen der Vergangenheit.

Wir hatten gedacht, dass mir Gretel nach einem Jahr folgen könnte. Aber es dauerte drei Jahre, weil sie sich der Quotenregelung für deutsche Einwanderer unterziehen musste, die ihre Ausreise erst Ende des Frühjahrs 1949 ermöglichte.

Sie traf im Juni 1949 in Amerika ein, und eine Woche nach ihrer Ankunft haben wir geheiratet.

Nachwort

Mein Überleben, und das von vielen anderen, ist ein Zeugnis der Menschlichkeit und des Mutes derer, die ihr Leben einsetzten, um Verfolgte zu retten. Mit ihren Taten und Opfern kämpften sie gegen die Tyrannei des Nazi-Regimes. Das talmudische Wort „Wer ein Menschenleben rettet, rettet die ganze Welt“ passt auf niemanden besser als auf diejenigen, die meine Schwester und mich vor dem geplanten Tod bewahrten. Mögen sie niemals vergessen sein.

Diesen Menschen verdanke ich mein Leben:

Leo Fraines

Herrn und Frau Fleischer in Melchow

Pfarrfrau Agnes Wendland (Frau Pfarrer)

Pastor Walter Wendland

Pastorin Ruth Wendland

Pfarrfrau Angelika Rutenborn, geborene Wendland

Pastor Günter Rutenborn

Dr. Elisabeth Abegg

Pastor Harald Poelchau

Dr. Walter Seitz

Ruth Andreas-Friedrich

und anderen.

25 Jahre nachdem ich Deutschland verlassen hatte, kehrte ich zum ersten Mal nach Berlin zurück, um die Menschen wieder zu sehen, die mein Leben gerettet hatten. 1971 hatte ich die Gelegenheit, mich mit Leo, Ruth, Angelika und Frau Dr. Abegg zu treffen. Wir waren immer in Verbindung geblieben und hatten all die Jahre miteinander korrespondiert. In den Nachkriegsjahren, als die Lebensmittelzuteilungen in Deutschland immer noch knapp waren, schickte ich ihnen Pakete aus Amerika. Inzwischen sind alle außer Angelika Rutenborn gestorben.

Kurzvita des Autors in den USA

Wenige Jahre nach seiner Einwanderung wurde Ralph Neuman amerikanischer Staatsbürger. Seine berufliche Erfüllung fand er in einer Karriere als Ingenieur. Er arbeitete 34 Jahre lang für verschiedene Firmen in den Bereichen elektronischer Flugzeug-Ausstattung, Nuklear- und Halbleiter-Technik . Sein Beruf führte ihn von Long Island, N.Y. über Albuquerque, New Mexico nach Los Alamos im Norden Kaliforniens. Nun im Ruhestand, lebt er in Oregon. Grete und Ralph Neuman bekamen zwei Söhne und haben vier Enkelkinder. Grete Neuman starb Anfang 1995. Sie waren 46 Jahre verheiratet gewesen. Vier Jahre später heiratete Ralph Neuman seine jetzige Frau Nora.

Literatur

Andreas-Friedrich, Ruth: Der Schattenmann, Tagebuchaufzeichnungen 1938-1945, Berlin 1947.

Faust, Gisela: Elisabeth Abegg (3.3.1882 – 8.8.1974), in: Lebensbilder deutscher Quäker während der NS-Herrschaft 1933-1945, hrsg. von der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker), Bad Pyrmont 1992.

Friedrich, Karin: Zeitfunken, Biographie einer Familie, München 2000.

Grossmann, Kurt R.: Die unbesungenen Helden, Menschen in Deutschlands dunklen Tagen, Frankfurt, Berlin, Wien 1984 (1. Auflage Berlin 1957).

Grüber, Propst Heinrich: Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten, Köln, Berlin 1968.

Harpprecht, Klaus: Harald Poelchau, Ein Leben im Widerstand, Reinbek 2004.

Leuner, Heinz David: Als Mitleid ein Verbrechen war, Deutschlands stille Helden 1939-1945, Wiesbaden 1967.

Ludwig, Hartmut: Die Opfer unter dem Rad verbinden. Die Vor- und Entstehungsgeschichte, Arbeit und Mitarbeiter des „Büros Pfarrer Grüber“, Diss. B., Berlin (Ost) 1988.

Mehlhorn, Ludwig (Hrsg.): Ohr der Kirche, Mund der Stummen - Harald Poelchau. Evangelische Akademie, Berliner Begegnungen Band 4, Berlin 2003.

Poelchau, Harald: Die Ordnung der Bedrängten. Erinnerungen des Gefängnisseelsorgers und Sozialpfarrers (1903 - 1972). Autobiographisches und Zeitgeschichtliches seit den Zwanziger Jahren. Teetz, 2004.

Schmorak, Dov B. (Hrsg.): Sieben sagen aus, Zeugen im Eichmann-Prozeß, Berlin 1962.

